1,40 DM / Band 76
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

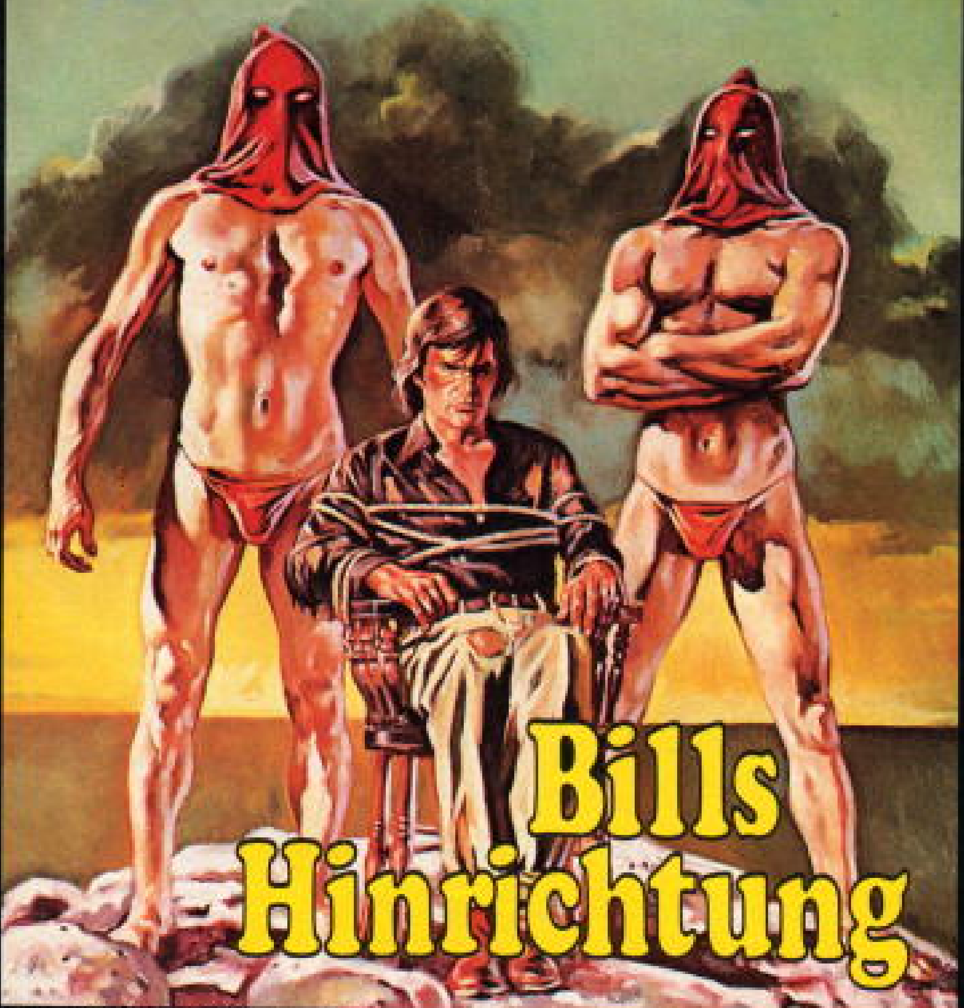
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Bills Hinrichtung

John Sinclair Nr. 76

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 18.12.1979

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Bills Hinrichtung

Er wußte nicht, wo er war.
Er wußte nicht, wie er hierhergekommen war.
Er wußte nicht, was sie mit ihm vorhatten.
Er wußte nur, daß er *keine* Chance hatte!
Nicht in diesem Land, nicht in dieser Umgebung und auch nicht bei diesen Bewachern.
Bill Conolly war am Ende!

Er saß auf einem Stuhl. Gefesselt. Die Stricke umspannten hart seine Fußknöchel und den Oberkörper. Seine Arme lagen auf den breiten Lehnen. Um diese Stützen waren ebenfalls Stricke gewickelt, die seine Gelenke hielten.

Aber damit nicht genug.

Neben ihm standen zwei Wächter. Sie flankierten ihn wie Statuen einen Aufgang zum Königspalast. Bis auf einen Lendenschurz waren seine Wächter nackt. Die nackten Füße standen auf glühendheißem Fels, dem die gnadenlose Sonne die letzte Feuchtigkeit entrissen hatte. Von den Gesichtern der beiden sah Bill Conolly nichts, da dunkelrote Masken sie verdeckten.

Es waren die roten Henker!

Bill wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war. Stunden? Tage? Er hatte jegliche Orientierung und auch jegliches Zeitgefühl verloren.

Nur die Erinnerung besaß er.

Er wußte, daß es in New York begonnen hatte und hier endete.

Endete?

Ja, Bill sah keine Hoffnung. Er befand sich gefesselt auf einem winzigen Eiland mitten im Meer. Wie graues Blei liefen die Wellen gegen die Felseninsel an. Sie brachen nicht schäumend oder gischtend, sondern schienen an dem Felsen hochzulaufen und in zahlreichen Rissen und Spalten zu versickern.

Das war keine normale See, das war aber auch keine normale Insel, auf der sich Bill befand.

Ein giftgrüner Himmel, aus dem sich gewaltige Wolkenberge hervordrängten und träge wie Brei über das Firmament flossen. Eine Sonne sah Bill überhaupt nicht, und das grüne Licht, das hier herrschte, überschwemmte ihn wie eine Woge.

Er hob den Kopf und schaute nach vorn. Irgendwo am Horizont liefen Wasser und Wolken zusammen, wurden dort zu einem einzigen graugrünen Mischmasch.

Eine Welt voller Rätsel?

Eine normale Welt?

Oder eine andere Dimension?

Bill Conolly glaubte fest daran, daß sie ihn in eine andere Dimension verschleppt hatten. Aber warum töteten sie ihn nicht? Weshalb zögerten sie? Wollten sie seine Qualen verlängern?

Er erinnerte sich wieder.

John Sinclair, Suko und Laurie Ball, die Reporterin, hatten ihn in New York in seinem Hotelzimmer zurückgelassen, um Ray Onedin, einem farbigen Polizisten, einen Besuch abzustatten. Onedins Vater wußte angeblich etwas über die Horror-Cops zu berichten, die seit einiger Zeit den New Yorker Stadtteil Bronx unsicher machten. Aber der Besuch zog sich in die Länge. Bill wartete. Er ahnte nur, daß etwas

passiert war.

Bis dann die Kapuzenmänner kamen.

Mit einem Trick hatten sie sich Eingang zu Bills Zimmer verschafft. Es war zu einem Kampf gekommen, doch Bill Conolly hatte verloren. Er kam gegen die Kräfte der beiden Henker nicht an. Bill war bewußtlos geworden.

Erwacht war er hier, auf diesem winzigen Eiland. Und vielleicht in einer anderen Dimension.

Atmen konnte der Reporter, wenn es ihm auch schwerfiel. Die Luft war schwer und heiß, jeder Atemzug stach in seinen Lungen, er bereitete ihm regelrechte Qualen. Zum Glück hatten sie seinen Kopf nicht angebunden, so daß Bill sich wenigstens umschauen konnte.

Blickte er nach rechts, so sah er einen Henker. Das gleiche sah er auf der linken Seite. Sie hatten ihre muskulösen Arme vor den mächtigen Brustkästen verschränkt und sprachen kein Wort.

Bill hatte versucht, mit ihnen zu reden, doch er hatte keine Antwort bekommen.

Die Wächter blieben stumm.

Aber Bill Conolly wußte noch etwas von ihnen. Die beiden besaßen keine Köpfe. Es waren Kopflose; die Kapuzen saßen direkt auf ihren breiten Schultern.

Und doch lebten diese Wesen.

Eine grausame Magie hielt sie am Leben, damit sie ihrem Herrn dienen konnten.

Einem Herrn, von dem Bill noch nichts gesehen hatte.

Würde er überhaupt auftauchen?

Bill hoffte es, und gleichzeitig wünschte er es nicht. Wenn er kam, konnte er vielleicht mit ihm reden, falls er nicht etwas anderes vorhatte.

Und dieses andere Vorhaben konnte nur Bill Conollys Tod bedeuten.

Seinen Körper spürte der Reporter schon längst nicht mehr. Die Fesseln hatten den Kreislauf des Blutes sehr stark in Mitleidenschaft gezogen. Doch völlig abgestorben waren Bills Glieder auch nicht. Er bewegte oft genug seine Zehen und auch die Finger, so wurde die Blutzirkulation in Gang gehalten.

Auch das dumpfe, ziehende Gefühl in seinem Kopf hatte sich mittlerweile gelegt. Mit einem Schlag gegen den Schädel hatten die beiden Henker den Reporter schließlich außer Gefecht gesetzt.

Bill blieb nichts anderes übrig, als nach vorn auf die graue See zu starren. Dieses winzige Felseneiland maß höchstens zwanzig Quadratmeter, und auf ihm wuchs nichts. Nicht ein Grashalm, sei er auch noch so vertrocknet. Es gab kein Moos, keine Flechten, nicht einmal Ansätze einer Vegetation.

Nur den nackten, heißen Fels.

Irgendwo über Bill mußte eine Sonne stehen und die grüne Dunstschicht mit ihren Strahlen durchdringen. Längst hatte der Reporter keinen Tropfen Schweiß mehr in seinem Körper. Die Sonne hatte ihn einfach weggedampft.

Und Bill sehnte sich nach einem Schluck Wasser. Seine Zunge schien um das Doppelte der eigentlichen Größe angeschwollen zu sein. Sie lag pelzig in seinem Mund, fühlte sich rauh und brüchig an wie ein alter Aufnehmer.

Ein Königreich für einen Schluck Wasser.

Bill bekam ihn nicht.

Dafür geschah etwas anderes. Die Oberfläche vor ihm geriet in Bewegung. Sie wogte hin und her, warf Blasen, die blubbernd zerplatzten. Große Ringe entstanden, die kreisförmig auseinanderliefen und schließlich versickerten.

Dann schäumte das Wasser auf, aber es war kein richtiges Schäumen, sondern eher ein Hochschleudern von dicken Tropfen, die Bill an das flüssige Metall Quecksilber erinnerten.

Und dann sah Bill das Monster.

Er hielt unwillkürlich den Atem an, als sich dicht vor ihn ein gewaltiger Rachen öffnete, mannshoch und mit mörderischen, spitzen Zähnen ausgestattet.

Es war ein Fisch, nein, ein Ungeheuer. Eine Mischung zwischen Wal und Hai. Doch mehr Hai als Wal, denn die Schnauze vorn lief spitz zu.

Plötzlich bekam Bill es mit der Angst zu tun. Dieses grüngraue Ungeheuer machte einen fast noch schlimmeren Eindruck als Ogur, das Monster von Loch Morar.[1]

Bill sah auch die Augen, und sie erschienen ihm bösartig. Voller Haß und Tücke starrten sie ihn an. Dieser Monsterfisch wirkte auf ihn, als wollte er ihn mit Haut und Haaren verschlingen.

Aber der Fisch tat es nicht. Nur für wenige Sekunden blieb er an der Oberfläche, dann tauchte er wieder in die graugrüne Brühe hinein. Ein paar Wellen schwangen noch nach, einige Blasen zerplatzten, dann lag die See wieder ruhig wie zuvor.

Bill atmete auf.

Aber was sollte das? Weshalb hatte sich dieses Ungeheuer gezeigt? Sollte ihm vielleicht noch bewußter werden, wie auswegslos seine Lage war?

Der Reporter bekam die Antwort sehr rasch.

Dicht am Ufer des Eilands begann die Luft plötzlich zu flimmern. Ein silbriges Leuchten schwebte über dem heißen Gestein und plötzlich schälte sich aus den Umrissen eine Gestalt hervor.

Ein Mensch?

Nein, ein Dämon.

Ein Kopfloser!

Sinistro war gekommen.

Der kopflose Magier stand vor Bill Conolly und sprach ihn an, obwohl er keinen Schädel besaß und demnach auch keine Sinnesorgane. Über dem Kragen seines dunkelroten, mit schwarzen Tierbildern bestickten Mantels, flimmerte eine ovale Fläche, die so etwas wie einen Kopf darstellen sollte.

Und die Stimme des Magiers drang mitten aus diesem ovalen Schein. »Willkommen in meinem Reich, Bill Conolly!«

Der Reporter versuchte ein schiefes Grinsen. »Willkommen ist wohl zuviel gesagt«, krächzte er. »Schließlich bin ich nicht freiwillig hier.«

»Nein, das nicht.«

»Wer sind Sie überhaupt?« fragte Bill. Durch das Sprechen hatte sich wieder etwas Speichel angesammelt, und er konnte schon fast normal reden.

»Ich bin Sinistro«, sagte der Magier.

»Nie gehört«, erwiderte Bill. »Haben Sie etwa die Horror-Cops losgelassen?«

»Nein, das war der Majodomo des Satans.«

»Und wer ist das, bitte?«

»Ihr nennt ihn den Schwarzen Tod!«

Diese Antwort jagte Bill doch einen Schrecken ein, denn er wußte genau, wie gefährlich dieser Dämon war. Zu oft hatte Bill schon gegen ihn gestanden, und daß er jetzt noch lebte, empfand er fast wie ein kleines Wunder.

Denn der Schwarze Tod kannte kein Erbarmen.

»Was wollte der Schwarze Tod damit bezwecken?« erkundigte sich der Reporter.

Sinistro winkte ab. »Es ist seine Sache, nicht meine.«

»Und was ist Ihre?«

»Das hängt mit dir zusammen!« Er duzte Bill plötzlich.

»Wieso?«

Aus dem flimmernden Oval drang ein höhnisches Lachen. »Es ist doch ganz einfach. Ich habe dich verschleppt, um einen anderen in die Hände zu bekommen.«

Bill ahnte schon, wen. »John Sinclair?«

»Auch.«

Jetzt verstand der Reporter noch weniger. Er hatte geglaubt, daß es um seinen besten Freund ginge. Aber der Geisterjäger schien doch nicht vorrangig zu sein. »Was heißt das – auch?«

»Ich will etwas anderes«, antwortete Sinistro. »Und zwar will ich meinen Kopf.«

Bill schluckte. Was er hörte, war Wahnsinn, abartig, in seinem Wortlaut.

»Ihren Kopf?«

»Ja, man hat mich vor dreihundert Jahren geköpft. Aber man hat vergessen, daß ich auch ohne Kopf lebensfähig bin. Denn eine starke Magie erhielt mich am Leben. Allerdings brauche ich meinen Kopf, um meine vollen Fähigkeiten zurück zu erlangen.«

»Sie wissen nicht, wo sich Ihr Schädel befindet?«

»Nein.«

»Darum soll John Sinclair ihn suchen.«

»Du bist ein schlaues Kerlchen, Reporter.« Sinistro lachte wieder. Dann fuhr er fort. »Aber die Sache hat einen Haken, Conolly. John Sinclair hat keine dreihundert Jahre Zeit, um meinen Kopf zu finden, auch keine dreißig Jahre oder drei, sondern nur einen Tag. Genau vierundzwanzig Stunden!«

Bill Conolly erschrak. Sein Herz klopfte plötzlich schneller. Was ihm dieser Sinistro sagte, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wie sollte es John schaffen, den Kopf innerhalb von einem Tag zu beschaffen? Das war nicht zu machen.

»Nun?« fragte Sinistro.

»Fahr zur Hölle!« knirschte Bill.

Der Magier aber lachte. »Da wirst du bald sein, wenn Sinclair meinen Kopf nicht findet. Zwei Stunden der festgesetzten Zeit sind bereits vorbei.«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er sich wieder auflöste. Diesmal nahm er seine beiden Henker mit.

Bill Conolly aber blieb allein auf dem winzigen Eiland zurück. Und ganz langsam kroch die Angst in ihm hoch.

Zweiundzwanzig Stunden Galgenfrist. Mehr blieben ihm nicht. Dann kam der Tod…

***

Ein Patrol Car jagte durch die South Bronx! Die beiden Warnlichter auf dem Dach flackerten, die Sirene heulte und der rote Schein des Lichts huschte geisterhaft über die schmutzigen Wände der leerstehenden, oft verfallenen Häuser.

Der Wagen war wie ein Phantom. Schnell, kaum zu sehen, und am Steuer saß kein Mensch.

Ein Skelett!

Es hielt mit seinen knöchernen Fingern das Lenkrad umklammert. Der Totenschädel war zu einem Grinsen verzogen, und die Augenhöhlen nahmen jede Einzelheit wahr, die sich vorn, im breiten Lichtteppich der Scheinwerfer, auf der Straße abspielten.

Die Sirene fegte dem Patrol Car die Straße frei. Selbst in den Slums der South Bronx stellte man sich nicht quer auf die Straße, wenn ein Streifenwagen mit heulender Sirene und eingeschaltetem Rotlicht heranfegte.

Er machte die Fahrbahn also frei.
Und davon profitierte nicht zuletzt der knallrote Honda Accord, dessen Fahrer sich auf die Spur des Skeletts gesetzt hatte.
Der Mann war ich.
Während Suko und der schwerverletzte Ray Onedin in dem Polizeirevier zurückgeblieben waren, hatte ich mich an die Verfolgung des Sergeant Tucker gemacht.
Tucker war es in letzter Sekunde noch gelungen zu fliehen, nachdem wir uns einen Kampf bis aufs Messer geliefert hatten. Ich war gerade noch dem Tod von der Schippe gesprungen, denn Tucker hätte mich ohne zu zögern ins Jenseits geschickt.
Die Kugel war für mich schon geschossen.
Doch das Blatt hatte sich gewendet.
Daran trug auch Ray Onedin einen großen Teil der Schuld. Denn sein Eingreifen rettete mir praktisch das Leben.
Und jetzt wollte ich Tucker fassen. Er, so hoffte ich, würde mich endlich auf die Spur des Schwarzen Todes bringen. Und uns vielleicht auch den Weg zu den Roten Henkern zeigen, jenen Kopflosen, die mir auch schon Schwierigkeiten gemacht hatten. Mit einem von ihnen hatte ich gekämpft. Mit einem ehemaligen Reporter Hank Stone, der von den Horror-Cops entführt worden und als Kopfloser wieder aufgetaucht war.
Mit einer Axt.
Damit attackierte er nicht nur mich, sondern auch den alten Henry Onedin, der mir einiges mehr über einen geheimnisvollen kopflosen Magier namens Sinistro erzählen konnte.
Nun, dem Reporter mißlang der Mordanschlag, aber er entkam auch meiner Verfolgung.
Wir hatten ihn laufenlassen müssen, da wir uns auf die Horror-Cops konzentrierten. Zwei von ihnen hatten wir erledigen können, doch der dritte war uns entwischt.
Ebenfalls mit nach New York war Bill Conolly gekommen. Er wollte im Hotelzimmer auf uns warten, denn der Besuch bei dem alten Onedin sollte nicht lange dauern.
Bill wartete also. Das wußten auch unsere Gegner. Sie drangen in den Raum ein und entführten Bill. Natürlich hatte ich mir die schrecklichsten Vorwürfe gemacht, aber die nutzten nichts. Bill war und blieb verschwunden.
Von der weiteren Entwicklung wußte ich zu diesem Zeitpunkt noch nichts. Ich ahnte nichts von der Erpressung, von dem Ultimatum, das man mir gesetzt hatte und das immer näher rückte.
Ich blieb mit Laurie Balls Honda im Windschatten des Streifenwagens. Der Accord war sicherlich nicht so schnell wie der Chevrolet vor mir, aber in den engen Straßen der South Bronx konnte

der Typ auch nicht voll aufdrehen.

Das war meine Chance.

Innerhalb von Minuten hatte ich mich an den Wagen gewöhnt. Der Honda ließ sich gut steuern und nahm auch die Kurven ohne Mühe. Und die ging ich sehr rasant an.

Wir jagten durch eine moderne Geisterlandschaft. Ein Horror-Land mit leerstehenden, zum Teil ausgebrannten Häusern, über Straßen, die manchmal keine waren, da an einigen Stellen das Pflaster aufgerissen war.

Die Scheinwerfer warfen eine breite Lichtglocke auf den Weg, und nach drei Kurven erreichten wir belebteres Gebiet.

Nur vorbeihuschen sah ich die Gestalten auf den Gehsteigen. Typen, die das Licht scheuten, die erst des nachts aus ihren Behausungen kamen und auf Beutesuche gingen. Meist waren sie zu Banden zusammengeschlossen, und nicht selten lieferten sich die Gangs untereinander harte Straßenschlachten. Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung.

Aber wer fragte in der South Bronx schon nach einem Toten?

Rocker rollten an.

Sie hockten auf ihren schweren Maschinen. Auf Kawasakis, auf Hondas, auf Yamahas. Sie kamen aus anderen Stadtteilen, stießen schwerbewaffnet hinein in die Slums der Bronx, um im Schutz der Nacht die Gewalt sprechen zu lassen.

Obwohl ich schnell fuhr, überholten sie mich noch. Sekundenlang blieben sie auf gleicher Höhe. Wenn sie die Köpfe drehten, sah ich hinter den Visieren ihrer Helme gnadenlose Augen funkeln, und mir lief ein Schauer über den Rücken. Diesen Kerlen wollte ich nicht in die Hände fallen.

Sie fuhren weiter. Allerdings nicht, ohne mir einen ›Gruß‹ zu hinterlassen.

Es war ein Girl, das mich in eine lebensgefährliche Situation brachte. Die letzte Maschine hatte mich soeben überholt und setzte sich vor den Kühler des Honda, als das Mädchen sich umdrehte. Ich sah die langen blonden Haare flattern und sah die Bewegung ihres rechten Arms.

Sie hielt irgend etwas in der Hand, und im nächsten Augenblick klatschte etwas gegen die Frontscheibe des Wagens und verlief sofort zu einem dunklen Schmierfilm.

Ein Farbbeutel.

Die ›Braut‹ hatte mir einen Farbbeutel gegen die Frontscheibe geschleudert.

Ich fluchte und bremste unwillkürlich ab, wobei ich gleichzeitig die Wischer einschaltete.

Sie packten es kaum.

Die Flüssigkeit war dick und träge, und die Wischer hatten es schwer, sie überhaupt zu bewegen. Ich schaltete die Waschanlage ein.

Das Zeug wurde verdünnt. Wenige Sekunden später konnte ich durch einen schmalen Streifen wieder etwas von der Straße erkennen. Ich hatte die Geschwindigkeit inzwischen so stark reduziert, daß ich nur im Zwanzig-Meilen-Tempo weiterfuhr. Der Horror-Cop mußte mir also mit seinem Patrol Car entkommen sein.

Er war es nicht.

Auch mit ihm hatten sich die Rocker ihren lebensgefährlichen ›Spaß‹ gegönnt.

Sergeant Tucker war ebenfalls mit der Geschwindigkeit herabgegangen, und die Distanz zwischen uns war unverändert geblieben.

Sorry, Freunde, aber ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Nur fragte ich mich, was die Rocker wohl gedacht haben mußten, als sie ein Skelett hinter dem Steuer sahen.

Bestimmt nichts Gutes.

Wir hatten uns auf der Verfolgungsjagd in Richtung Westen bewegt, also dem Hudson River zu. Nicht weit entfernt sah ich durch die Lücken zwischen den einzelnen Häusern die Peitschenleuchten des Bronx Cross Expressway schimmern. Bald mußte eine Auffahrt auftauchen.

In der Tat.

Als wir in die Webster Avenue einbogen, sah ich bereits die Hinweisschilder zu einer Auffahrt.

Und schon waren wir in einem anderen Gebiet.

Die verlassenen Häuser blieben ebenso hinter uns zurück wie die auf dem Gehsteig stehenden Müllberge. Es herrschte sogar wieder Autoverkehr auf der Webster Ave. Mit kreischenden Reifen bog der Streifenwagen in die Straße ein. Er schaukelte dabei wie ein Schiff bei Windstärke fünf.

Ich befand mich dicht hinter ihm, bremste kurz ab, riß das Lenkrad herum und schaffte mit einer Schleuderbewegung die Kurve.

Gas und weiter.

Zum Glück hatte ich keinen anderen Wagen zu schneiden brauchen, aber hinter mir sah ich ein paar grelle Scheinwerfer, deren Licht in meinem Innenspiegel förmlich zu explodieren schien.

Ich wurde geblendet.

Der Streifenwagen drehte auf.

Eine Abgasfahne wehte aus seinem Auspuff. Die Sirene heulte und jammerte. Ich hörte das Geräusch kaum noch, so sehr hatte ich mich bereits daran gewöhnt.

Aber andere wurden aufmerksam. Menschen blieben auf den Gehwegen stehen und drehten sich um. Andere Fahrzeuge huschten an

den Straßenrand, um den Weg freizumachen.

Die Jagd nahm wieder lebensgefährliche Formen an.

Voll konzentriert saß ich hinter dem Lenkrad. Tucker drehte jetzt auf und der Chevrolet gewann wieder einen Vorsprung.

Die Auffahrt!

Tucker jagte sie hoch, ging in die breite Kurve und bremste kurz ab. Ich sah die Heckleuchten aufglühen.

Aber der Sergeant hatte einen Fehler gemacht. Er hätte stärker bremsen sollen. So geriet der Streifenwagen ins Schleudern und drehte sich mit protestierend jaulenden Reifen einmal um die eigene Achse, blieb aber schräg in der weiteren Fahrtrichtung stehen.

Alles ging blitzschnell, so schnell, daß ein von Osten kommender Wagen nur noch im letzten Augenblick ausweichen konnte.

Der Fahrer riß das Lenkrad zwar noch herum, schaffte es aber nicht, den Buick auf der Fahrbahn zu halten. Frontal krachte er gegen die beide Straßenhälften teilende Leitplanke.

Der breite Kühler wurde eingedrückt wie eine Ziehharmonika. Metall kreischte und Glas splitterte.

Tucker aber fuhr weiter.

Ich war durch sein Manöver gewarnt. Ich bremste vor der Kurve stärker ab und ging mit der eben noch zulässigen Geschwindigkeit in die Auffahrt hinein.

Ich schaffte es.

Rasch warf ich einen Blick nach rechts. Dort hatte sich bereits ein kleiner Stau gebildet. Fahrzeuge standen auf der Spur. Menschen verließen ihre Wagen und rannten auf den schwer beschädigten Buick zu. Ich wußte den verletzten Fahrer in guten Händen und jagte weiter.

Der Chevrolet hatte inzwischen einen ziemlich großen Vorsprung bekommen. Doch sein rotierendes Rotlicht wies mir immer den Weg.

Ich gab dem Honda die ›Sporen‹. Wenn Tucker mir jetzt davonfuhr, war alles umsonst gewesen. Der Motor des Honda jaulte auf. Ich fuhr auf der linken Spur und überholte Fahrzeug auf Fahrzeug. Normalerweise mußte meine Fahrweise auffallen, und ich fragte mich, wann ich die ersten Patrol Cars im Nacken hatte.

Vorerst aber räumte mir Tucker den Weg frei.

Der Abstand blieb ungefähr gleich. Im Neunzig-Meilen-Tempo näherten wir uns dem Major Deegan Boulevard und damit auch dem Hudson.

Dann sah ich die gelbe Lichterkette auf der Straße.

Eine Baustelle!

Jetzt mußte auch Tucker langsamer fahren.

Kurz nur sah ich seine Bremsleuchten aufglühen, ich blieb jedoch noch auf dem Gas, so daß sich der Abstand verringerte und bremste erst im letzten Augenblick ab, als die Warnschilder bereits

vorbeihuschten.
Die Fahrbahnen wurden enger.
Auf einmal war der Gegenverkehr da. Helle, gleißende Augen, die schnell heranhuschten und ebenso schnell wieder vorbei waren.
Zwischen dem Patrol Car und meinem Honda hatte sich ein weiterer Wagen geschoben. Es war ein alter Ford. Vorbei konnte ich nicht, da auf der anderen Fahrbahn der Gegenverkehr rollte.
Und der Polizeiwagen drehte auf. Seine Sirene jammerte, das Rotlicht routierte – er wollte den Durchbruch.
Ich war sauer. Schweiß lag auf meiner Stirn. Ich hatte Angst, den Wagen aus den Augen zu verlieren. Er gewann immer mehr Vorsprung. Dann hatte ich Glück. Schilder kündeten das Ende der Baustelle an.
Und schon wurde die Fahrbahn wieder normal.
Wer sagt's denn!
Ich gab Gas.
Blitzschnell war ich an dem vor mir fahrenden Ford vorbei. Wir befanden uns bereits in Nähe des Major Deegan Boulevards, der unter dem Cross Bronx Expressway entlangläuft. Ich rechnete damit, daß Tucker abbiegen würde, um auf den Boulevard zu gelangen, doch er fuhr an dem gewaltigen Verteiler mit all seinen Auf- und Abfahrten geradeaus und jagte in Richtung George Washington Bridge, die über den Hudson führt und eine der Verbindungen zwischen New York und dem Bergen County darstellt.
Was wollte er da?
Die Straße teilte sich.
Wir fuhren rechts weiter, auf einer wesentlich engeren Fahrspur als zuvor.
Zufällig fiel mein Blick auf den Tankanzeiger.
Ich erschrak.
Der Tank war fast leer. Soviel ich sah, fuhr ich bereits auf Reserve.
Jetzt wurde es ärgerlich. Wenn Tucker weiter nach Bergen County fuhr, mußte ich wegen Spritmangels stehenbleiben. Das hatte mir gerade noch gefehlt.
Doch das Skelett überlegte es sich anders. Längst mußte Tucker gemerkt haben, daß er mich nicht abschütteln konnte. Wenigstens nicht auf gerader Strecke. Wenn sich auch hin und wieder sein Vorsprung vergrößerte, so blieb ich doch am Ball.
Dicht vor der Auffahrt zur Washington Bridge und noch vor dem Henry Hudson Parkway, allerdings schon nahe am Fluß, da fuhr er plötzlich ab. Ich bemerkte es im letzten Moment, wie er den Wagen mit harter Hand herumriß und ihn in eine schmale Abfahrt lenkte, die sich wie eine Spirale den tiefer gelegenen Straßen entgegenwand.
In dieser Gegend war ich noch nie.

An einem Schild las ich 181th. Straße. Von hier aus zweigten zahlreiche Straßen ab, die durch Viertel führten, denen man die Nähe des Wassers anmerkte.

Kaum Wohnhäuser, dafür Fabriken und Gleisanlagen – manche davon stillgelegt – sowie leerstehende und auch eingefallene Gebäude. Ich hatte das Fenster heruntergekurbelt. Auf der Frontscheibe lag noch immer die Farbbeutelschmiere.

Frische Luft umfächerte mein Gesicht. Sie brachte aber auch den Geruch von Fäulnis und brakigem Wasser mit.

Wir näherten uns dem Hudson.

Tucker bot all seine Fahrkunst auf, um mir zu entkommen. Er hatte seine menschlichen Eigenschaften und Qualitäten im Gegensatz zu seinem Aussehen behalten. Sie hatten sich nicht verändert.

Tucker wurde immer nervöser.

Zu dicht saß ich ihm bereits an den Hinterreifen. Er rasierte fast an einer Mauer vorbei, und ich konnte wieder aufholen.

Wir fuhren durch eine ziemlich schmale Straße, die sich durch Kopfsteinpflaster negativ auszeichnete. Ich jagte ziemlich weit links, und ich wollte endlich an das Skelett herankommen oder zumindest mit ihm auf gleicher Höhe fahren. Wenn ich dabei an den Benzinpegel dachte, wurde mir ganz anders.

Ich kam heran, klebte schon an seinem Hinterrad, gab noch einmal Gas und war neben ihm.

Ein Blick nach rechts.

Tucker hockte geduckt hinter dem Volant. Sein gelblicher Schädel glänzte im Schein der Armaturenbeleuchtung. Die knochigen Finger hielten das Steuer fest umklammert. Seine Mütze hatte er verloren. Die Augenhöhlen waren stur geradeaus gerichtet.

Für zwei Atemzüge lenkte ich nur mit links. Mit der rechten Hand zog ich meine Waffe. Dann gab ich dem Wagen einen leichten Steuerdruck nach rechts, so daß sich das Blech der Fahrzeuge fast berührte.

Ich wollte schießen, und vielleicht traf ich auch.

Es war verdammt schwer, das Skelett zu erwischen. Die Kugel mußte erst durch zwei Scheiben dringen, um seinen Kopf zu treffen. Ich versuchte es.

Peitschend löste sich der Schuß.

Das Scheibenglas an der rechten Seite des Honda zersplitterte, doch ich hatte zu hoch gehalten, mein Geschoß traf nicht einmal das Fenster des Chevrolet.

Dann gab Tucker Gas.

Sein Wagen schoß vor und kam an mir vorbei.

Die Straße wurde breiter. Plötzlich traten Hallen und Fabrikgebäude zurück. Im nächsten Moment befanden wir uns bereits auf den

Uferbefestigungen am Hudson.
Tucker fuhr geradeaus.
Direkt auf den Fluß zu.
Was wollte er da? Hatte er den Hudson nicht gesehen? Ich drückte noch einmal aufs Gas, holte auch auf, doch dann wurde der Chevrolet wieder schnell.
Den Henry Hudson Parkway hatten wir bereits passiert. Die hohen Peitschenleuchten rechts und links der Fahrbahn kamen mir wie ein Gruß aus einer anderen Welt vor.
Schon sah ich das Wasser.
Tucker jagte weiter.
Jetzt mußte er bremsen, jetzt…
Nein, er tat es nicht.
Während mein rechter Fuß das Bremspedal regelrecht festnagelte, jagte Tucker weiter. Der schwere Chevrolet schoß plötzlich über die Uferbefestigung hinaus, schwebte in der Luft und klatschte dann in die dunklen Fluten.
Mein Honda schleuderte. Rasend schnell kam der Fluß näher. Ich hatte zu spät gebremst.
Der Accord drehte sich – blieb stehen.
Einen Yard weiter, und ich wäre ebenfalls in den Fluß gestürzt.
Sicherheitsgurt los, Tür auf. Ich flog förmlich aus dem Wagen. Zwei Schritte brachten mich an den Uferrand.
Der Chevrolet sank.
Aber noch saß der Knöcherne hinter dem Steuer und machte keinerlei Anstalten auszusteigen.
Doch ich wollte ihn haben.
Ich riß mir die Jacke vom Körper, steckte die Beretta in den Hosenbund, nahm einen kurzen Anlauf und stieß mich ab.
Wie ein Pfeil tauchte ich in die schmutzigen Fluten des Hudson River ein…

***

Suko war noch bis an die Tür gelaufen und hatte meine Abfahrt miterlebt. Er drückte mir beide Daumen, und er wäre am liebsten dabei gewesen, doch er wußte auch, daß sich jemand um den Schwerverletzten kümmern mußte.
Ray Onedin hatte es hart erwischt.
Die Horror-Cops, und damit seine eigenen Kollegen, hatten ihn zusammengeschlagen. Nicht mit Waffen, sondern mit den blanken Fäusten. Die Spuren waren deutlich zu sehen.
Suko legte den Bewußtlosen auf den Rücken, suchte ein Taschentuch, fand es auch und hielt es unter den laufenden Wasserhahn. Mit dem feuchten Tuch rieb er die Stirn des Polizisten ab und wischte auch das

Blut ab.
Die Kühle tat gut, und Ray Onedin öffnete die Augen. Er schaute in Sukos lächelndes Gesicht.
»Alles okay«, beruhigte der Chinese den verletzten Cop.
Ray bewegte die Lippen. »Dieser Teufel!« keuchte er, »diese verdammten Bestien. Sie haben mich geschlagen, einfach zusammengedroschen. Brutal und ohne Erbarmen.« Er röchelte und schluckte schwer.
Suko trockente ihm die schweißnasse Stirn ab. »Beruhigen Sie sich, Ray, jetzt ist alles vorbei.«
»Sind die Horror-Cops erledigt?« flüsterte er.
»Fast.«
»Wieso? Ich…«
»John Sinclair ist hinter Tucker her. Die anderen beiden sind tot. Silberkugeln haben ihr unseliges Leben zerstört.«
»Dem Himmel sei Dank!« Ein zufriedenes Lächeln huschte über Ray Onedins Gesicht. Dann fiel er zurück. Abermals hielt ihn die Bewußtlosigkeit umfangen.
Suko aber stand auf. In dem Polizeirevier sah es chaotisch aus. Der Chinese suchte nach dem Telefon. Er fand es neben dem umgekippten Schreibtisch.
Es funktionierte sogar.
Suko rief im Hotel an, wo Laurie Ball immer noch wartete. Der Chinese wollte wissen, ob sich inzwischen etwas getan hatte.
Den Apparat stellte Suko auf einen Stuhl.
Bereits nach dem ersten Läuten hob Laurie Ball ab.
»Ja«, meldete sie sich. »Suko hier. Hallo, Laurie, wie…«
Sie unterbrach den Chinesen mit hektischer Stimme. »Himmel, gut, daß du anrufst. Es ist was Schreckliches passiert.« Sie kam kaum dazu, Luft zu holen.
»Rede.«
»Er – er hat angerufen.«
»Wer ist er?«
»Dieser – dieser Sinistro. Ich habe mit ihm gesprochen. Er – er hat etwas furchtbar Grausames vor.« Laurie begann zu weinen, und Suko saß wie auf heißen Kohlen, aber er ließ die Reporterin erst einmal zur Ruhe kommen.
»Sinistro rief also an«, sagte sie nach, einer Weile, »und gab bekannt, daß er Bill Conolly entführt habe. Er wird ihn auch wieder freigeben, allerdings nur unter einer Bedingung. John Sinclair soll ihm seinen Kopf beschaffen.«
»Wie? – Welchen Kopf?«
»Seinen – Sinistros!«
»Das ist ein Ding«, flüsterte Suko und merkte, wie ihm der Schweiß

ausbrach. Er kannte natürlich die Geschichte und wußte, daß Sinistro schon dreihundert Jahre nach seinem Schädel suchte.

»Das ist noch nicht das Schlimmste«, fuhr Laurie Ball fort. »Er hat auch ein Ultimatum gestellt. Wenn es John innerhalb von vierundzwanzig Stunden nicht gelingen sollte, den Kopf zu finden und ihn Sinistro zurückzugeben, dann wird Bill Conolly sterben!«

Jetzt bekam Suko den zweiten Schock.

Einen Tag und eine Nacht.

Galgenfrist für John Sinclair.

Unmöglich…

»Du sagst ja nichts.« Lauries Stimme drang wie aus weiter Ferne an sein Ohr.

»Ja, schon gut, Laurie. Danke.« Suko war durcheinander, was bei ihm selten vorkam. »Bleibe du auf jeden Fall im Hotel«, sagte er noch zum Abschluß. »Verlasse das Zimmer bitte nicht, wer weiß, was noch alles auf uns zukommt.«

»Ja. Und was machst du?«

»Ich muß John erreichen. Er ist nicht da, sondern hat sich auf die Spur eines Horror-Cops gesetzt.«

»Wann kommt er wieder?«

»Das weiß ich nicht.«

Suko schärfte der jungen Reporterin noch einmal ein, sich auf keinen Fall aus dem Hotelzimmer zu rühren und legte dann auf.

Sein zweiter Anruf galt Captain Hamilton. Der Chief war nicht da, dafür Sergeant McCandle.

Suko erklärte in wenigen Sätzen, was geschehen war.

»Ewiges Texas!« rief der Sergeant, »dann ist es Sinclair, der soviel Furore macht.«

»Was ist los?«

»Der Teufel, mein Lieber. In der Bronx gibt es eine mörderische Jagd zwischen einem Streifenwagen und einem roten Honda Accord. Wir haben das Patrol Car anrufen lassen, doch es hat noch niemand gemeldet. Wenn ich nur wüßte, was da wieder…«

»In dem Streifenwagen sitzt Sergeant Tucker. Als Skelett.«

»Verdammt. Es hat auch schon einen Unfall gegeben. Aber gut, daß Sie mich angerufen haben, Suko. Ich leite sofort die Fahndung ein.«

»Und schicken Sie einen Krankenwagen her.«

»Ist jemand verletzt?«

»Ja, Sergeant Onedin. Seine eigenen Kollegen haben ihn zusammengeschlagen.«

»Diese Hundesöhne.«

»Wem sagen Sie das, Sergeant!«

Suko legte auf. Plötzlich fühlte er sich sehr unwohl in seiner Haut. Er dachte an mich, und Suko kam sich in dem Polizeirevier vor wie in

einem Gefängnis. Auf und ab schritt er. Bis er vor der Tür stehenblieb, durch die auch Ray Onedin gekrochen war.

Sie stand noch offen, und der Chinese sah den rötlichen Schein im dahinterliegenden Zimmer.

Er öffnete die Tür ganz und trat ein.

Ruckartig blieb Suko stehen.

Sein Blick war auf das dem Eingang gegenüberliegende Bild gefangen. Es war sehr groß und nahm fast die Hälfte der Wand ein.

Und es zeigte einen Dämon, den Suko kannte.

Es war – der Schwarze Tod!

***

Irgendwo habe ich mal gelesen, daß man sich alles mögliche holen kann, wenn man das New Yorker Flußwasser trinkt. Egal, ob das vom Hudson oder vom East River.

Ich trachtete danach, kein Wasser zu schlucken, hielt meine Lippen zusammengepreßt und tauchte dem Grund entgegen.

Ich schaffte es nicht ganz. Kurz bevor meine Finger den Schlamm berührten, hatte ich den tiefsten Punkt der Taucherparabel erreicht und glitt der Oberfläche entgegen.

Sekunden später durchstieß ich die Wasseroberfläche.

Ich schlug mir die Haare aus dem Gesicht, trat Wasser und schaute mich um.

Das Auto befand sich gar nicht so weit von mir entfernt. Zur Hälfte war es bereits eingesunken. Jetzt gurgelte das schmutzige Hudsonwasser durch Scheiben und Ritzen.

Und bleich schimmerte der Schädel.

Tucker drehte den Kopf. Ihm machte es nichts aus, daß der Wagen sank, er konnte nicht ertrinken, weil er kein Mensch mehr war. Er würde den Wagen verlassen und freiweg der Oberfläche entgegenpaddeln oder unter Wasser verschwinden.

Das wollte ich verhindern.

Dabei war das Skelett jedoch im Vorteil. Es brauchte nicht zu atmen, während ich auf den lebenswichtigen Sauerstoff sehr angewiesen war.

Tucker sah mich und duckte sich dann. Er hatte wohl bemerkt, daß ich auf ihn geschossen hatte und rechnete jetzt ebenfalls mit einer Kugel.

Das hatte ich jedoch nicht vor.

Ich schwamm statt dessen auf den Wagen zu.

Tucker bemerkte natürlich, was ich vorhatte. Er kurbelte die Scheibe nach unten, und die schmutzige Brühe gurgelte in das Innere des Chevrolet.

Der Wagen sank schneller.

Ich ärgerte mich. Kam ich zu spät, dann geriet ich unweigerlich in

den Sog des Fahrzeugs, und das konnte sehr unangenehm werden. Wenn er sich jedoch auf dem Grund befand, hatte das Skelett eine wesentlich größere Chance. Es konnte aussteigen und mich überraschen. Außerdem war unter Wasser kaum was zu erkennen.

Ich schwamm auf den Polizeiwagen zu, der jetzt immer schneller sackte. Über dem Wasser lag eine leichte Dunstschicht, allerdings sah ich keine Schiffe auf dem Fluß. Sie hatten ihre Fahrt um diese Zeit längst eingestellt. Wessen Boot jetzt noch die schmutzigen Fluten durchschnitt, der hatte sicherlich etwas auf dem Kerbholz. Allerdings gehörten auch die Boote der River Police dazu.

Wieder einmal lag ich im Wasser, wie schon in London, als Suko und ich nach Grimes jagten. Obwohl erst zwei Tage her, kam es mir doch so unendlich weit entfernt vor.

Dann sackte der Wagen ab.

Sofort stellte ich die Schwimmbewegungen ein. Eine Sekunde später packte mich der Sog und zerrte an meinem Körper, um mich ebenfalls in die Tiefe zu ziehen.

Ich widerstand jedoch und trat Wasser.

Dicke Luftblasen stiegen an die Oberfläche und zerplatzten. Dann wurde es still.

Ich beugte meinen Oberkörper vor und tauchte.

Je tiefer ich kam, um so schlechter war der eingetauchte Chevrolet zu erkennen. Die Umrisse verschwammen in einem trüben Schwarzgrau, und ich versuchte, möglichst in Höhe der Fahrertür zu bleiben. Ich hatte tief eingeatmet, bevor es in die Tiefe ging.

Dann erreichte ich den Grund, krümmte mich zusammen und schwamm auf den Wagen zu. Aus meiner Nase ließ ich Luft ausströmen. Als Perlen quirlte sie der Oberfläche entgegen.

Ich schwamm bis dicht an die Scheibe und befand mich tatsächlich an der Fahrerseite.

Doch der Sergeant hatte mich genarrt.

Er war hinüber zur Beifahrerseite geklettert, hatte dabei gewartet, bis der Wagen vollgelaufen und der Druckausgleich stattgefunden hatte. Dann öffnete er die Tür.

Genau in dem Augenblick, als ich mit dem Gesicht vor der Scheibe klebte und in den Wagen starrte.

Dann war das Skelett verschwunden.

Ich schwamm ein Stück zurück und um den Wagen herum, um Tucker zu suchen.

Doch dann wurde mir die Luft knapp. Mir war klar, daß ich mich jetzt auf keinen Kampf einlassen konnte. Ich mußte zusehen, daß ich so rasch wie möglich an die Oberfläche kam, Luft einpumpte und mich dann erst wieder nach unten begab.

Das Skelett sah ich nicht.

Ich schwamm über den Wagen und schaute an der Fahrerseite nach unten, doch von Tucker war nichts zu sehen.

Hatte er sich versteckt?

Ich änderte die Richtung, machte dabei eine schraubenförmige Bewegung und glitt nach oben.

Da packte der Knochenmann zu!

Plötzlich umklammerte die knöcherne Klaue mein rechtes Fußgelenk und hielt eisern fest.

Im ersten Augenblick wallte Panik in mir hoch, dann aber ließ ich mich zusammensinken und trat mit dem freien, linken Fuß nach dem Skelett.

Ich traf auch die Schädelplatte, aber Tucker hielt eisern fest.

Mein Luftmangel wurde stärker.

Ich mußte unbedingt auftauchen, um neuen Sauerstoff zu tanken. Aber dagegen hatte der Knöcherne einiges.

Er ließ nicht los. Ich schaute weiter nach unten und sah, daß er auch seine rechte Hand hob, um meinen zweiten Fuß zu umklammern. Wenn er das schaffte, war ich verloren.

Ich rollte mich zusammen, das heißt, ich machte einen Buckel und drückte den Oberkörper vor. Gleichzeitig riß ich mein Bein nach hinten, und das Skelett verlor an Standfestigkeit.

Meine rechte Hand rutschte unter das Jackett.

Dort steckte die mit geweihten Kugeln geladene Beretta.

Hastig zog ich sie hervor. Ich hoffte, daß sie trotz der Nässe schießen würde. Früher versagten Waffen, wenn sie naß geworden waren, doch heute hatte sich das geändert.

Es war ein stummer, verbissener und lautloser Kampf, der sich zwischen uns im Hudson abspielte. Keiner wollte auch nur um einen Zoll nachgeben, aber mir gelang es, den Arm so weit nach unten zu strecken, daß sich die Pistolenmündung nicht mehr weit von der Schädelplatte des Gerippes entfernt befand.

Tucker ahnte die Gefahr, und plötzlich ließ er los, warf sich dabei nach hinten und glitt davon.

Wie gern hätte ich ihn verfolgt, aber ich mußte hoch, um Luft zu schöpfen.

Wie eine Lanze schoß ich der Oberfläche entgegen, durchstieß mit dem Kopf die Wasseroberfläche und atmete gierig die Luft ein.

Es war befreiend.

Und dann knallte mir der Scheinwerferstrahl ins Gesicht. Ich hörte Stimmen. Sie klangen vom Ufer her auf, wo unsere Wagen standen und das Rotlicht auf dem Dach des Patrol Cars noch immer rotierte.

»Da ist er!« schrie jemand und der Lichtkegel wanderte etwas nach links.

Dann eine andere Stimme. »Sinclair! Kommen Sie raus!«

Ich holte tief Luft und brüllte zurück. »Nein! Ich muß noch einmal runter!«

Dann wieder die erste Stimme. »Wir lassen ein Schlauchboot zu Wasser!«

Die Cops waren schon an der Arbeit. Ich erkannte links an der Kaimauer ein gelbes, ovalförmiges Etwas, das soeben nach unten gelassen wurde. Wußte der Teufel, woher die Kameraden das aufgetrieben hatten.

Wieder pumpte ich meine Lungen voll Sauerstoff, machte dann eine Rolle vorwärts und ging auf Tauchstation. Es war gut, die Polizei im Rücken zu wissen.

Abermals umfing mich die trübe Brühe. So rasch es ging, tauchte ich dem gesunkenen Fahrzeug entgegen.

Der Scheinwerferstrahl begleitete mich noch ein paar Schwimmstöße lang, dann schluckte ihn die Dunkelheit des Wassers.

Da ich mir die Stelle gemerkt hatte, wo das Fahrzeug auf dem Grund lag, war es leicht, den Wagen zu finden. Wie ein Seeungeheuer kam er mir vor.

Ich wurde vorsichtiger, denn nicht noch einmal wollte ich mich von dem Skelett überraschen lassen. Langsam paddelte ich an den Streifenwagen heran.

Wo steckt Tucker?

Ich schwamm auf der Stelle und bewegte mich dabei jedoch im Kreis. Von Tucker sah ich nichts.

Vielleicht hatte er sich im Grundschlamm verkrochen oder aber er war fortgeschwommen.

Letztere Möglichkeit kam mir am wahrscheinlichsten vor. Ich zog einen Kreis um den gesunkenen Wagen und schwamm auch einen zweiten, größeren. Danach zwang mich der Sauerstoffmangel, wieder aufzutauchen.

Mein Kopf durchstieß die Oberfläche, da schwappte eine Welle heran, und ich bekam die Brühe in den Mund. Ich hustete, spie und keuchte. Für wenige Sekunden lag ein milchiger Schleier über meinen Augen. Mit dem Handrücken wischte ich ihn weg und konnte wieder klar schauen.

Das Schlauchboot war inzwischen zu Wasser gelassen worden. Zwei Cops stiegen ein. Ihre Schwimmwesten leuchteten gelb. Und es leuchtete noch ein Scheinwerfer. Als Paar suchten die breiten Lichtfinger jetzt die Wasseroberfläche ab. Sie hüpften über die Wellen und brachen sich blitzend in den Schaumkronen.

Ich atmete ein paarmal tief durch und hatte mir vorgenommen, beim nächsten Tauchversuch den Kreis auszuweiten. Wenn ich das Skelett dann nicht entdeckte, wollte ich doch die Hilfe der Polizisten in Anspruch nehmen und mit ihnen zum anderen Ufer fahren.

Aber es kam anders.
»Sinclair!« Einer der Polizisten brüllte wieder meinen Namen. Ich schaute zum Ufer hin.
Der Cop hielt den rechten Arm ausgestreckt und deutete auf die Wasserfläche links von mir. Sein Kollege bewegte jetzt auch den Scheinwerfer dorthin, und als ich meinen Blick wandte, sah ich etwas Helles auf den Wellen hüpfen.
Einen Totenschädel!
Das war Tucker!
Und er befand sich nicht einmal sehr weit von meiner augenblicklichen Position entfernt.
Ich warf mich in die Richtung und fing an zu kraulen.
Gleichzeitig löste sich das Schlauchboot vom Ostufer des Hudson, die beiden im Boot sitzenden Cops paddelten wie die Wilden. Ihre Paddel stachen in die schmutzigen Fluten, Wasser spritzte hell. Die Beamten waren routiniert, und sie kamen vor allen Dingen schneller voran als ich. Sie würden Tucker vor mir erreichen, was mir wiederum überhaupt nicht paßte.
Sie kannten den Knöchernen nicht. Mit normalen Waffen war er nicht zu besiegen. Ich hoffte nur, daß das Skelett nicht plötzlich untertauchte und verschwand, so drückte ich mir selbst die Daumen.
Im schrägen Winkel glitt das Schlauchboot auf mich zu und damit auch auf das Skelett.
Der Knöcherne tauchte nicht, sondern blieb an der Wasseroberfläche. Manchmal wurde sein Schädel von einer anrollenden Welle überspült, während ich mit starken Kraulzügen näherschwamm.
Doch das Boot war schneller.
Die beiden Polizisten zogen die Paddel ein. Die Restgeschwindigkeit trug das Boot dicht an das Skelett heran.
Der Cop am Bug beugte sich vor und streckte beide Hände aus.
Das war ein Fehler.
Da schnappte das Skelett zu.
Klauenfinger umklammerten die Gelenke des Mannes, ein Ruck, und der Cop fiel in die Fluten.
Er sank sofort, und auch der Knöcherne war nicht mehr zu sehen.
Der zweite Polizist hatte seine Waffe gezogen, den rechten Arm ausgestreckt und zielte schräg nach unten. Er wartete darauf, daß sein Kollege und das Skelett wieder auftauchten.
Ich riß meinen Mund auf. »Nicht!« schrie ich. »Es hat keinen Zweck, Sie schaffen…«
Eine Welle schwappte über und drückte mir die nächsten Worte zurück in den Hals.
Ich hustete und spie.
Doch der Cop hatte mich gehört. Er wandte den Blick und schaute

mich an.

Noch drei Kraulstöße, und ich hatte das Boot erreicht.

Der Scheinwerferstrahl nagelte uns fest. Meine Hände umklammerten den Gummiwulst, ich gab keine Erklärung, sah im weißen Licht das angstverzerrte Gesicht des Polizisten, holte noch einmal tief Luft und tauchte unter.

Inzwischen hatte ich schon etwas wie Erfahrung. Weit riß ich die Augen auf und sah den Cop und auch das Skelett.

Dem Polizisten erging es schlecht. Wie eine Puppe schwang er hin und her, und Tucker hatte seine Knochenfinger um den Hals des Mannes gelegt.

Seiner Haltung nach zu urteilen, war der Polizist schon bewußtlos. Wenn ich nicht schnellstens etwas unternahm, war es um den Mann geschehen.

Wie ein Torpedo glitt ich auf die beiden zu.

Das Skelett sah mich. Es hatte seinen Schädel gedreht. Dann ließ es den Polizisten los, der sofort dem Grund entgegensackte. Tucker aber schwamm mir entgegen.

Ich wich aus.

Das Skelett war zwar wichtig, doch der Mensch, der Cop, hatte jetzt Vorrang. Ihn mußte ich an die Wasseroberfläche bekommen.

Ich glitt unter dem Knöchernen hinweg. Er wollte noch nach mir greifen, doch seine Klauen schnappten ins Leere. Dann war ich bei dem Polizisten.

Ich bekam ihn am Hals zu packen, griff nach, und meine Hände fanden die Uniformrevers. Daran zog ich ihn hoch, während meine Beine vor und zurückschnellten und ich mich so der Oberfläche entgegenarbeitete.

Ich schaffte es, bevor das Skelett mich zu packen bekam. Und ich hatte sogar das Glück, dicht neben dem Boot aufzutauchen, das noch immer im Schein des Lichtkegels lag.

Hilfreiche Hände streckten sich mir entgegen.

»Nehmen Sie ihn!« keuchte ich und hievte den bewußtlosen Cop noch etwas höher.

Der Kollege packte zu.

Ebenso wie das Skelett.

Plötzlich hing es wieder an meinen Knöcheln. Im nächsten Augenblick verschwand ich unter Wasser. Irgendwie hatte ich damit gerechnet und vorher noch tief einatmen können. Diesmal aber rollte ich mich sofort zusammen, griff auch nicht nach meiner Beretta, die ich wieder weggesteckt hatte, sondern tastete nach dem silbernen Dolch.

Ich zog ihn hervor, ließ mich dabei nach vorn übergleiten, so daß ich in den Rücken des Knöchernen gelang und stieß zu.

Zwar wurde die Wucht des Stoßens durch das Wasser gebremst, doch der Dolch besaß noch genügend Schwung, um durch die Uniformjacke zu schneiden und den Rücken des Knöchernen zu treffen.

Geweihtes Silber zerstört die dämonischen Kräfte. Wie auch bei diesem Skelett, das kein großer Dämon war, sondern nur ein Diener.

Sofort ließ die Umklammerung meiner Füße nach. Die knöchernen Hände fielen herab. Ich packte zu, bekam das Skelett an den Schulterknochen zu fassen und zog es hoch. Es ging sehr leicht, da der Auftrieb mir dabei half.

Wir durchstießen die Wasseroberfläche.

Einen Yard entfernt nur befand sich das Boot. Es schaukelte auf den Wellen. Der zweite Cop unternahm Wiederbelebungsversuche bei seinem Kollegen. Er pumpte ihm das Wasser aus den Lungen. In einem dicken Strahl schoß es aus dem Mund des Ohnmächtigen.

»Haben Sie es?« schrie der Cop mir zu.

»Ja!« keuchte ich.

»Schaffen Sie es allein?«

Ich gab keine Antwort, sondern machte mich daran, in das Schlauchboot zu klettern.

Mit der rechten Hand packte ich den Wulst der Bordwand, griff fest zu, gab mir mit den Füßen den nötigen Schwung und schwang mich in das Schlauchboot.

Tucker zog ich hinter mir her.

Das heißt, die Überreste von ihm, denn der Auflöseprozeß hatte bereits begonnen. Er hatte bei den Füßen angefangen, hatte die Knie längst erreicht und fraß bereits an den Oberschenkeln.

Der Cop bekam tellergroße Augen, als er das sah und unterließ vor Schreck die Wiederbelebungsversuche.

»Was – was ist das denn?« keuchte er.

Ich grinste schief. »Das ist Schwarze Magie, die verloren hat«, erwiderte ich.

Der Cop verstand nicht.

»Machen Sie weiter!« forderte ich ihn auf.

»Ja, ja.« Er begann wieder zu pumpen, bewegte die Arme rhythmisch vor und zurück.

Sergeant Tucker jedoch wurde völlig zu Staub, und ich schaute zu. Eigentlich hatte ich ihn ›lebend‹ haben wollen, um etwas über die Aktivitäten des Schwarzen Tods zu erfahren, aber das war nun nicht mehr möglich. So mußte ich einen anderen Weg finden, um den verzwickten Fall lösen zu können.

Noch ahnte ich nicht, daß sich die Lage bereits dramatisch zugespitzt hatte, denn von meiner vierundzwanzigstündigen Galgenfrist waren inzwischen drei Stunden vergangen…

***

Suko war wie vor den Kopf geschlagen. Alles hätte er in diesem kleinen Raum erwartet, nur nicht das Bildnis seines Erzfeindes, des Schwarzen Tods.

Langsam trat der Chinese näher an das Gemälde heran.

Es war ein düsteres Bild, und es strahlte eine Aura aus, die den Betrachter einen Schauer über den Rücken laufen ließ. Der Schwarze Tod nahm fast die gesamte Fläche des Bildes ein. Er trug wie immer einen dunklen Mantel, der schwarze Schädel glänzte wie ein frisch gewienerter Lackschuh, und nur die Augen leuchteten weiß.

Suko wischte sich über die Augen.

Das Bild war so, daß man glauben konnte, die Figur würde leben. Der Künstler, der das Gemälde erschaffen hatte, war wirklich ein Meister seines Fachs.

Suko ging wieder zurück und öffnete die Tür so weit, daß mehr Licht in den Raum fiel.

Jetzt sah er das Bild noch genauer.

Und er erkannte, daß sich nicht nur der Schwarze Tod darauf befand, sondern hinter ihm, von seinem Umhang fast verdeckt, noch ein anderer Dämon.

Einer ohne Kopf.

Sinistro!

Drohend stand er im Hintergrund. Obwohl nicht so stark hervorgehoben wie der Schwarze Tod, ging auch von ihm eine böse Strahlung aus. Suko sah den dunkelroten Mantel und die Tierzeichen, die auf den Stoff gestickt worden waren. Über der Halskrause hatte der Maler das silberne Oval eines Kopfes angedeutet.

Der Chinese trat dicht an das Bild heran. Er streckte den Arm vor und berührte mit seinen Fingerspitzen das Gemälde in Höhe des unteren Umhangdrittels.

Und diese Berührung war es, die einen Kontakt auslöste.

Blitzschnell verschwand unter Suko der Boden, und der Chinese fiel senkrecht in die Tiefe…

***

Ich fror wie ein Schneider.

Tropfnaß klebte mir die Kleidung am Körper, und ich bekam das große Zittern. Meine Zähne klapperten aufeinander, ohne daß ich etwas dazu konnte, eine Gänsehaut jagte die andere, und ich nieste gegen mich selbst um die Wette.

Der Cop packte wieder das Paddel und stach es in die grauen Fluten.

»Moment!« rief ich, »lassen Sie mich das machen.« Ich nahm ihm das Ruder aus der Hand. »Kümmern Sie sich um Ihren Kollegen.«

»Danke.«

Etwas Bewegung konnte mir nicht schaden. Wenn ich nur rumhockte

und zitterte, holte ich mir unter Garantie eine Lungenentzündung. Am Ufer hatte sich ein weiterer Streifenwagen zu den beiden anderen gesellt, und ich sah noch ein Scheinwerferpaar an der Uferbefestigung auftauchen.

Das Skelett hatte sich inzwischen aufgelöst. Der zurückgebliebene Staub war vom Wind über Bord geweht und ins Wasser getrieben worden. Nichts war von Sergeant Tucker mehr übriggeblieben. Sein Kollege konnte es immer noch nicht fassen. Er führte Selbstgespräche über den Vorgang, während er mit den Wiederbelebungsversuchen fortfuhr.

Seinem Kollegen ging es schon besser. Die Gesichtsfarbe war nicht mehr so bleich. Dann öffnete er die Augen. Die Lider flatterten.

Der andere Cop lächelte. »Okay, Steve, es ist alles okay. Wir haben dich rausgeholt.«

»Aber das Skelett. Es ist…«

»Es gibt kein Skelett mehr.«

Ich warf dem Geretteten einen Blick zu und las die Unverständnis in seinen Augen.

Dann paddelte ich weiter.

Einmal steuerbord, einmal backbord, so stach ich das Paddel abwechselnd in das Hudsonwasser. Der zweite Cop half mir, und wir legten an einer geländerlosen Betontreppe an, über die man vom Wasser aus zum Kai hochschreiten konnte.

Das Schlauchboot wurde von den Wellen einmal hochgetragen und dann wieder in ein Wassertal gedrückt. Es war ein ewiges Wechselspiel. Gut, daß ich einigermaßen seefest war.

Die Kollegen am Ufer hatten längst bemerkt, was unser Ziel war. Sie liefen die Stufen der Treppe hinunter und postierten sich dicht am Wasser.

Der Cop neben mir legte das Paddel zur Seite, griff statt dessen zu einer im Boot liegenden Leine und warf sie zu seinen Kollegen hinüber. Die Leine wurde aufgefangen, der Cop hielt ebenfalls fest, und so zogen die Männer das Schlauchboot bis dicht an die Treppe.

Zuerst wurde der fast ertrunkene Kollege aus dem Schlauchboot geschafft. Er mußte sich übergeben, als man ihn hochhievte. Schwallartig spie er schmutziges Hudsonwasser aus.

Ich ging als zweiter.

Jemand reichte mir die Hand und zog mich aufs Trockene.

Der rothaarige Polizist grinste. Man sah ihm die irische Abstammung an. »Wird Zeit, daß auch Sie trockene Sachen bekommen, Mr. Sinclair.« Mein Name hatte sich bereits herumgesprochen.

Ich nickte. »Und wie.«

Ziemlich steifbeinig schritt ich die Stufen der langen Treppe hoch und ging zu einem der Streifenwagen. Decken hatten die Cops und

auch eine Taschenflasche mit Bourbon.

Ich nahm die Flasche dankbar entgegen und trank erst einmal.

Herrlich. Der Whisky rann durch meine Kehle und breitete sich wohlig warm im Magen aus.

Lächelnd reichte ich die Flasche zurück.

»Noch einen Schluck?« fragte der Cop.

»Nein, nein.« Ich winkte ab. »Dann bin ich nachher noch betrunken.«

»So wie Sie gebaut sind.« Der Cop hatte Humor, und das gefiel mir. Ich war auch erleichtert, daß der Kampf mit dem Skelett so glimpflich geendet hatte.

Aber dennoch blieb die Sorge um Bill. Jetzt mußte ich mich schnellstens um ihn kümmern.

Auch wollte ich mit Suko sprechen, der immer noch auf mich wartete. Jemand reichte mir eine Decke.

Als ich in einen der vier Streifenwagen einstieg, hörte ich, wie der Cop aus dem Schlauchboot aufgeregt berichtete, was geschehen war. Ich sagte nichts dazu.

Ein weiterer Cop saß hinter dem Lenkrad und schaute mich fragend an.

»Können Sie mir eine Verbindung mit Captain Hamilton geben?« fragte ich.

»Natürlich.«

Eine Minute später klemmte ich mir den Hörer des Autotelefons ans Ohr. Hamiltons Stimme vernahm ich zwar nicht, dafür aber die von Sergeant McCandle.

»Sind Sie's, Sinclair?«

»Ja.«

»Ein Glück. Wir hatten Sie schon abgeschrieben.«

»Wieso das?«

»Sie können sich vorstellen, daß Ihre Jagd durch die Bronx nicht unbemerkt geblieben ist.«

»Das glaube ich, aber jetzt ist alles in Ordnung. Haben Sie etwas von Suko gehört?«

»Ja. Aber nicht nur von ihm, sondern auch von Laurie Ball. Sie wartet im Hotel und sehnt sich nach Ihrem Anruf.«

»Da fahre ich lieber selbst hin.«

»Okay.«

»Das ist noch etwas, Mr. Sinclair. Wir haben einige Kollegen zu dem Revier in der South Bronx geschickt. Sie sollen sich um Suko und den schwerverletzten Kollegen kümmern.«

»Wunderbar.« Ich unterbrach die Verbindung und wandte mich an den Fahrer. »Ich hätte eine Bitte. Der Tank des Honda ist fast leer. Könnten Sie mir mit Sprit aushelfen?«

Der Cop nickte.

Wenig später füllte ich aus einem Ersatzkanister Benzin in den Tank des roten Japaners. Ich bedankte mich, sagte, wo ich zu finden war und fuhr los.

Inzwischen fand ich mich in New York einigermaßen zurecht, zudem waren die Straßen ziemlich leer.

Über dem Major Deegan Boulevard fuhr ich bis in Höhe der 125sten Straße. Über die Lennox Avenue erreichte ich die Nähe des Central Parks. Von dort aus nahm ich dann die Fifth Avenue, auf der auch zu dieser Stunde noch ziemlich viel Betrieb herrschte.

Meine Sachen klebten mir klamm und feucht am Körper. Ich fühlte mich unwohl, auch müde und sehnte mich nach einer heißen Dusche. Vielleicht im Hotel.

Den Wagen stellte ich in der hoteleigenen Garage ab und fuhr mit dem Lift hoch zu meinem Zimmer.

Ich klopfte vorher an.

»Come in!«

Laurie stand auf, als ich das Zimmer betrat. Sie schaute mich an und sagte nur: »Endlich!«

Kalkweiß war sie.

Mit zwei Schritten stand ich neben ihr. »Was ist denn geschehen?«

Sie ließ sich in einen Sessel fallen. »Ich – ich kann nicht mehr. John – Bill…«

In der Hausbar fand ich was zu trinken. Ich schenkte der Reporterin einen Cognac ein, den sie dankbar entgegennahm. Ihre Hände zitterten, als sie das Glas zum Mund führte, und dann berichtete sie.

Jetzt war ich es, der blaß wurde.

Zum erstenmal erfuhr ich von dem Ultimatum, und mir wurde auch klar, daß ich die Zeit unmöglich einhalten konnte.

Zudem hatte ich keine vierundzwanzig Stunden mehr Zeit, sondern höchstens noch zwanzig.

Wie sollte ich das schaffen?

Ich rauchte eine Zigarette. Kalte Schauer rannen mir über den Rücken, und ich hielt den Kopf gesenkt.

Laurie schwieg ebenfalls.

Nach einer Weile sagte ich: »Bestelle bitte eine Kanne Kaffee. Ich muß mich erst duschen, sonst hole ich mir noch wer weiß was. Und damit ist Bill auch nicht gedient.«

Laurie klingelte nach dem Service-Kellner, während ich unter die Dusche stieg.

Das heiße Wasser tat mir gut. Es weckte meine erstarrten und auch müden Lebensgeister. Äußerlich ging es mir schon recht gut, doch innerlich tobte eine Hölle.

Bill Conolly, mein bester Freund, war entführt worden und befand sich in den Händen eines grausamen Feindes. Niemand wußte, wo er

versteckt worden war, und dieser Dämon hatte mir ein Ultimatum gestellt. Ich sollte seinen Kopf innerhalb von vierundzwanzig Stunden finden. Eine Aufgabe, die er in dreihundert Jahren nicht erfüllt hatte.

Das war Wahnsinn, das war unmöglich, das war… ich dachte gar nicht mehr weiter.

Aber Bill mußte gerettet werden!

Vielleicht konnte ich mit diesem Sinistro einen Kompromiß schließen, und vielleicht konnte ich Zeit herausschinden. Auf jeden Fall mußte ich mit Suko reden, und Sheila durfte erst einmal nichts erfahren.

Ja, das war wichtig.

Als ich mich umgezogen hatte, stand die Warmhaltekanne bereits auf dem Tisch. Sie wurde eingerahmt von zwei Tassen.

Laurie sagte: »Ich habe extra starken Kaffee kommen lassen. War das in deinem Sinn?«

Ich nickte.

Laurie schenkte ein.

Die glühendheiße Brühe füllte die Tassen. Der Kaffee war stark, so daß mir das Beispiel mit dem darin stehenden Löffel wieder einfiel.

Ich trank ihn schwarz. Auch ohne Zucker.

Kurz nippte ich an dem kochendheißen Getränk. Fast hätte ich mir die Lippen verbrannt.

Laurie zuckte zurück, als sie den Kaffee probierte. Ihr war er auch zu heiß.

Ich rauchte noch eine Zigarette dabei. Laurie wollte nicht rauchen, sie hatte schon genug.

Während ich den Kaffee in kleinen Schlucken trank, ließ ich mir von Laurie noch einmal alles haarklein berichten. Doch wie ich es drehte und wendete, es kam nichts dabei heraus. Der Magier Sinistro hatte keine Spur hinterlassen.

Nach der zweiten Tasse merkte ich, wie die Müdigkeit und auch das Gefühl der Mattheit verdrängt wurde. Ich fühlte mich wieder relativ frisch.

Laurie stellte genau die Frage, auf die ich im Augenblick auch keine Antwort wußte. »Was sollen wir denn jetzt machen?«

Ich hob die Schultern.

»Der Geisterjäger ist ratlos?«

»Ja – leider.« Ich winkelte die Arme an, stützte die Ellenbogen auf beide Oberschenkel und legte mein Gesicht in die Hände. Dann spürte ich Lauries Hand auf meinem Haar. »Laß gut sein, John, es wird sich bestimmt eine Möglichkeit finden.«

»Das hoffe ich auch«, erwiderte ich und hob den Kopf, wobei ich versuchte zu lächeln, was mir sehr schwer fiel. Hätte ich doch nur nicht die Horror-Cops verfolgt oder hätte ich Bill mitgenommen. Dann

wäre alles anders gekommen. Ganz sicher sogar.

Das Klingeln des Telefons unterbrach meine quälenden Gedankenströme.

Ich hob ab.

Sergeant McCandle war an der Strippe. »Halten Sie sich fest, John«, sagte er. »Ich habe soeben mit dem Kollegen vom Revier in der South Bronx telefoniert.«

»Und?«

»Suko, dieser Chinese, ist überhaupt nicht da. Er ist wie vom Erdboden verschwunden!«

Ich war perplex, daß ich überhaupt nichts sagen konnte. Bis ich Sergeant McCandles Stimme hörte. »Hallo, John, sind Sie noch in der Leitung?«

»Natürlich.«

»Was soll ich machen?«

»Sagen Sie den Kollegen Bescheid, daß ich so rasch wie möglich rüberkomme.«

»Ist gut.«

Der Sergeant und ich legten fast gleichzeitig auf. Laurie schaute mich an.

»Es ist was passiert, nicht?«

Ich erzählte es und sagte ihr gleichzeitig, daß sie im Zimmer bleiben möge und weitere Anrufe abwarten sollte. Ich aber machte mich auf den Weg.

***

Noch immer saß Bill Conolly gefesselt auf dem Stuhl. Sinistro und die beiden Henker hatten ihn verlassen, allerdings wußte Bill nicht wann.

Ein genaues Zeitgefühl war ihm verlorengegangen.

Einerseits freute sich der Reporter darüber, denn so merkte er nicht, wie rasch die Zeit verlief. Seine Hände hatte man so raffiniert gebunden, daß er nicht auf die Uhr schauen konnte. Aber was bedeutete schon Zeit in einer anderen Dimension?

Nichts oder kaum etwas, denn die Zeit lief in anderen Räumen und Dimensionen nicht normal. Was auf der Erde eine Stunde war, konnte dort ein Tag bedeuten oder noch mehr.

Der Reporter hatte schon oft genug in ausweglosen Situationen gesteckt, man hatte ihn gedemütigt und versucht fertigzumachen, aber man hatte seinen Lebenswillen nicht brechen können.

Und auch nicht seinen Willen zu Überleben.

Bill dachte daran, daß zu Hause, in London, jemand auf ihn wartete. Sheila und der kleine Johnny. Sie brauchten ihren Vater. Und das Wissen darum gab dem Reporter die nötige Kraft.

Er wollte nicht aufgeben.

Er nicht!

Verbissen arbeitete Bill daran, seine Fesseln endlich loszuwerden. Er versuchte die Hände zu bewegen, hob und drehte die Gelenke und versuchte, die Stricke zu lockern.

Es war eine mörderische Schinderei, und der Reporter merkte, daß er doch noch schwitzen konnte. Die gnadenlose Sonne hatte ihn nicht völlig ausgesaugt.

Er riß und zerrte, drehte und zog – aber die Stricke hielten.

Erschöpft mußte Bill eine Pause einlegen. Er senkte den Kopf. Von seiner Stirn tropfte der Schweiß auf die angezogenen Knie. Ein erfolgloser Kampf bisher. Wenn das weiter so ging, würde er sich irgendwann ins Meer stürzen. Und dann konnte ihn seinetwegen das Fischmonster fressen.

Doch der Gedanke war nur kurz, ähnlich wie das Aufflackern eines Zündholzes.

Nein, Bill wollte nicht aufgeben – niemals…

Er hatte sich wieder einigermaßen erholt. Und er kämpfte weiter mit seinen Fesseln. Er gab und gönnte sich keine Pause. Längst war die Haut aufgescheuert. Blut drang aus den kleinen Wunden, aber Bill spürte den Schmerz kaum.

Und was er nicht für möglich gehalten hatte, die Fessel an seinem rechten Handgelenk lockerte sich.

Bill hatte dabei das Glück, daß sich der Strick um die Lehne wand und dort nicht so fest angezogen werden konnte. Das Holz oder vielmehr die Oberfläche war glatt.

Schlangenförmig bewegte Bill Conolly die Hand hin und her – und rutschte aus der Schlinge.

Vor Freude hätte er jubeln können.

Geschafft!

Bill ruhte sich ein paar Minuten aus, er bewegte dabei die rechte Hand, um die Blutzirkulation zu fördern, denn sein Kreislauf war doch ziemlich unten.

Es kribbelte, als würden in Bills Armen Tausende von Ameisen einen Wettlauf veranstalten. Das Kribbeln wurde stärker und wurde zu einem regelrechten Schmerz.

Der Reporter biß die Zähne zusammen, bis es vorbei war. »Noch habt ihr mich nicht!« flüsterte er rauh, »noch nicht.«

Dann löste er mit Hilfe seiner rechten Hand die linke Fessel. Es war zwar nicht einfach, die Knoten aufzudrehen, aber kein Vergleich zu dem, was hinter ihm lag.

Schließlich hatte Bill beide Hände frei.

Wieder begann das Ameisenspiel von vorn. Diesmal im linken Arm.

Schweratmend ließ sich der Reporter zurücksinken. Hinter ihm lag Schwerstarbeit. Aber noch war er nicht frei. Er mußte noch die

Fußfesseln lösen.

Bill beugte sich nach vorn, und das Blut stieg ihm in den Kopf. Ein Zeichen, daß er noch nicht voll auf der Höhe war. Dem Reporter wurde schwindlig. So stark, daß Bill das Gefühl hatte, im nächsten Moment bewußtlos zu werden.

Doch er fing sich.

Dann löste er die Fußstricke.

Zwei Minuten später war er frei!

Bill reckte und streckte sich, als wäre er nach einem tagelangen Schlaf endlich erwacht und aufgestanden. Er fühlte sich frei und auch glücklich.

Sehr glücklich sogar…

Der Reporter lächelte, doch das Lächeln zerrann auf einmal wie Butter in der heißen Sonne.

Bills Blick war auf das graue, quecksilberartige Meer gefallen, das diese kleine Felseninsel von allen vier Seiten umgab.

Ein riesiges Meer, eine gewaltige unbekannte und gefährliche See, die mit dem grünen Himmel am Horizont verschmolz. Ein Bild, das Bill Conolly Trübsal ins Herz blies und seine erste Euphorie brutal zerstörte.

Er hatte sich zwar seiner Fesseln entledigt, doch er war nach wie vor ein Gefangener.

Ohne Chance?

Bill Conolly fiel ein, daß in früheren Zeiten Menschen auf kleine Inseln ausgesetzt worden waren. Es waren meist Strafgefangene und man hatte sie dort ausgesetzt, damit sie langsam und qualvoll umkamen.

Bill verglich sich mit einem dieser Inselbewohner, und nahezu als Demonstration, um zu zeigen, wie hilflos er doch war, erschien dieser Monsterfisch wieder aus den Fluten, schwamm bis dicht an die Insel und riß sein Maul mit den messerscharfen Zähnen weit auf.

Der Reporter schaute in diesen Schlund hinein und wich unwillkürlich zurück.

Plötzlich hatte er einen erschreckenden Gedanken. Wenn sie ihn geköpft hatten, würden sie seinen Torso dem Fisch zum Fraß vorwerfen.

Eine Erkenntnis, die Bill Conolly verzweifeln ließ. Und langsam machte er sich mit dem Gedanken vertraut, Sheila und den kleinen Johnny nicht mehr wiederzusehen…

***

Wie ein Stein fiel Suko in die Tiefe. Er schrie nicht, und er bekam keinen Herzschlag. Der Chinese war nicht nur ein ausgezeichneter Kämpfer, sondern besaß Reflexe, die ihm schon in Fleisch und Blut

übergegangen waren.

Noch in der Luft krümmte er sich zusammen, um den Aufprall so zu bremsen.

Dann kam der Schlag.

Mit den Füßen zuerst prallte Suko auf, warf sich jedoch sofort nach vorn und rollte sich über die rechte Schulter ab.

Die Berührung mit dem Boden war hart. Suko spürte den Schmerz bis in die Schulterknochen, doch gebrochen hatte er sich nichts. Nach einer Rolle vorwärts stand er wieder auf den Beinen.

Suko schaute sofort hoch.

Die Luke war zu.

Er wußte nicht, ob sie jemand hinter ihm geschlossen hatte oder ob sie von allein zurückgefallen war. Das spielte auch keine Rolle mehr. Er wollte wissen, wo er sich befand.

Seine Augen hatten sich umgestellt, und Suko glaubte, in der Dunkelheit einen leichten roten Schimmer zu sehen.

Der schwache Schein kam von vorn.

Da war Licht. Und wo Licht existierte, fand man auch meistens Menschen.

Wahrscheinlich waren es Sukos Feinde, doch der Chinese fühlte sich nicht sonderlich beunruhigt. Er besaß schließlich seine Pistole und die Dämonenpeitsche.

Außerdem trug er noch Streichhölzer bei sich, auch als Nichtraucher. Suko holte die Schachtel hervor und riß ein Zündholz an. Es flackerte und wollte verlöschen, da es kaum Sauerstoff fand. Dann aber fraß sich die Flamme an dem kleinen Holzstäbchen weiter.

Langsam bewegte sich der Chinese im Kreis und hielt das Streichholz dabei in Kopfhöhe.

Er leuchtete sein Gefängnis aus und stellte fest, daß er sich am Ende eines gemauerten Schachts befand, von dem aus ein Stollen waagerecht in die Erde weiterführte.

Das Zündholz verlosch.

Suko dachte nach, was er unternehmen sollte. Es gab zwei Möglichkeiten. Er konnte hier warten, bis über ihm im Revier Polizisten eingetroffen waren und dann um Hilfe rufen. Sie würden ihn sicherlich hören.

Es gab aber auch noch eine zweite Möglichkeit. Suko konnte den Gang erkunden und damit der Lichtquelle auf den Grund gehen.

Da der Chinese neugierig war, entschied er sich für die zweite Möglichkeit.

Er brannte erneut ein Streichholz an, um den Schachteingang nicht zu verfehlen. Suko merkte sich die genaue Richtung und schritt los, als das Streichholz verlöschte.

Die Hände hielt er dabei vorgestreckt, um nicht in Gefahr zu laufen,

plötzlich gegen ein Hindernis zu rennen, denn der Eingang war im Dunkeln leicht zu verfehlen.

Suko streifte ihn mit den Schultern.

Dann befand er sich innerhalb des Gangs. Er war zum Glück so hoch, daß der Chinese aufrecht gehen konnte und nicht mit dem Kopf an die Decke stieß. Er konzentrierte sich jedoch auf den Schein, der rötlich glasend durch eine sich am Boden befindliche Türritze fiel. Wie mit dem Lineal gezeichnet, so glatt zeichnete der Widerschein ein klares Muster auf den Boden.

Yard für Yard näherte sich Suko der Lichtquelle.

Dann hatte er die Tür erreicht. Passiert war ihm nichts. Niemand hatte auf ihn gelauert, niemand hatte ihn angegriffen.

Der Chinese wühlte wieder nach Zündhölzern und rieb eins an. Die Flamme fand ebensowenig Nahrung wie zuvor, flackerte und brannte weiter.

Suko sah im Widerschein des Zündholzes eine aus dicken Bohlen gefertigte Holztür mit einer gebogenen Metallklinke. Die Tür reichte nicht ganz bis zum Boden, deshalb fiel unter dem Spalt das Licht her.

Suko rechnete damit, daß die Tür abgeschlossen war, doch als er die Hand auf die Klinke legte und sie nach unten drückte, ließ sich die Tür aufziehen.

Der Chinese war überrascht.

Er verzog das Gesicht, da die Tür erbärmlich in den Angeln quietschte. Suko zog sie auch nur so weit auf, bis er durch den entstandenen Spalt in den hinter der Tür liegenden Raum schlüpfen konnte.

Er wand sich durch, überschritt die Schwelle und stand in einem Gewölbe, das ihn unwillkürlich an eine Horror-Kammer aus dem Mittelalter erinnerte.

Suko hielt den Atem an.

Der Raum war nicht groß, er ähnelte einem normalen Keller, doch sein Inhalt erwies sich als ausgesprochen schaurig.

In der Mitte ragte ein Pfahl aus dem Boden, der Suko an die Bräuche der Indianer aus dem Wilden Westen erinnerte. Der Pfahl ragte nicht bis zur Decke, denn es mußte Platz bleiben, um auf seine Spitze einen Totenschädel zu setzen. Vor dem Pfahl lagen zerschnittene Stricke auf dem Boden, für Suko ein Zeichen, daß noch vor kurzem jemand daran gefesselt worden war.

Suko drückte vorsichtig die Tür zu. Als er sich die Innenseite anschaute, entdeckte er den schweren Eisenriegel.

Licht spendeten an den Wänden hängende Lampen. Sie befanden sich über einigen Kästen, die auf einem Regal wohlgeordnet nebeneinander standen.

Suko konnte nicht erkennen, welchen Inhalt die Kästen besaßen, er

sah nur, daß sie an der Frontseite eine Glasscheibe aufwiesen und sich dahinter etwas befinden mußte.

Der Chinese trat näher.

Wohl fühlte er sich nicht in seiner Haut. Er spürte die Aura des Unheimlichen, die in diesem Kellerraum existierte. Obwohl kein Mensch außer ihm vorhanden war, vermeinte er die Ausstrahlung der Hölle zu spüren.

Dann sah er den Richtklotz.

Direkt vor dem Pfahl.

Suko war sofort klar, daß dieser Klotz eine grauenvolle Bedeutung besaß. Er dachte an die Kopflosen und wußte, wo sie ihren Schädel verloren hatten.

Hier!

Hatte er jetzt das Geheimnis der Kapuzenmänner gelüftet und damit auch das Rätsel des Sinistro?

Eine Frage, auf die er jetzt noch keine Antwort wußte. Er schritt an dem Richtklotz vorbei und wandte sich nach rechts, dem Regal zu, wo auch die Kästen standen.

Zwei Schritte, ein dritter…

Abrupt blieb der Chinese stehen.

Er war jetzt so nahe an die Kästen getreten, daß er durch die Glasscheibe schauen und den Inhalt erkennen konnte.

Es waren – Köpfe!

Menschenköpfe…

Drei insgesamt!

Scharf saugte Suko die Luft ein. Er wischte sich über die Augen und preßte die Lippen zusammen, so daß er nur durch die Nase atmen konnte. Dann wanderte sein Blick an der Reihe der Köpfe entlang.

Einer hatte schwarze Haare, ein zweiter gar keinen Kopfschmuck und der dritte Schädel zeigte einen gequälten Gesichtsausdruck. Der Gesichtsfarbe nach zu urteilen, konnte der Kopf noch nicht lange in dem Kasten stehen. Dafür war die Haut noch zu frisch. Die der anderen wirkten gelblich, waren zum großen Teil eingefallen oder spannte sich hart über die Knöchel.

Der Chinese dachte an die Kapuzenmänner. Und er war sicher, daß er hier die Schädel für die Körper vorfand.

Suko riskierte es und öffnete den rechts stehenden Kasten. Die Glastür quietschte erbärmlich, als er sie zurückzog. Der Chinese mußte etwas hochschauen, um den Kopf anzusehen.

Plötzlich weiteten sich seine Augen.

Die Lippen hatten sich bewegt!

Suko sah es deutlich, daß die blutleeren Lippen auseinanderklappten, doch kein einziges Wort drang aus dem Mund. Er merkte wohl, daß ihm der Schädel etwas sagen wollte, verstehen konnte der gute Suko

allerdings nichts.

Er schaute genauer hin.

Die Augen zogen ihn in seinen Bann. Sie waren weit geöffnet, der Mund bewegte sich schneller, und Suko spürte plötzlich ein Kribbeln auf seinem Rücken.

Gefahr!

Sein sechster Sinn hatte ihn gewarnt.

Suko kreiselte herum.

Gerade noch im rechten Augenblick, denn vor ihm stand einer der Kopflosen und schwang bereits die Axt über seinen Kopf…

***

Unterwegs tankte ich voll.

Der Tankwart sah verschlafen aus. Er schien sauer zu sein, daß jetzt noch ein Kunde kam. Mürrisch schob er den Schlauch in den Tankstutzen. Das Benzin gurgelte in den Tank.

Ich jagte also wieder zurück in die South Bronx. Was ich bisher innerhalb New Yorks an Meilen zurückgelegt hatte, das ging auf keine Kuhhaut.

Ich zahlte und fuhr ab.

Dann drehte ich etwas auf und hoffte nur, daß mich keine Streife aufhielt. Aber die Straßen waren frei, und ich kam auch unbeschadet und unangefochten durch.

Das Revier fand ich allerdings erst nach einigem Suchen. Zwei weitere Streifenwagen parkten vor dem Gebäude. Das Licht auf den Dächern rotierte noch, und der Geisterschein zuckte durch die Straße und über die Hauswände.

Neugierige hatten sich angesammelt. Sie versperrten die Zufahrt, und erst nach zweimaligem Hupen machten sie Platz.

Ein Bevölkerungsquerschnitt aus der South Bronx hatte sich am Revier versammelt. Und das noch freiwillig. Es schien sich herumgesprochen zu haben, daß einiges nicht stimmte.

Sogar Reporter waren da. Sie lehnten an die Kotflügel ihrer Autos und hielten die Kameras schußbereit.

Ich stoppte hinter dem zweiten Streifenwagen, stieg aus, und als ich mit dem rechten Fuß das Straßenpflaster berührte, flammten die ersten Blitzlichter auf.

Einer der Zeitungsleute löste sich von seinem Fahrzeug und spritzte auf mich zu.

»He, Mister, was ist los? Was haben Sie hier zu tun?« sprach er mich an.

»Kein Kommentar!«

Vor der Tür stand ein breitschultriger Cop und sorgte dafür, daß niemand das Revier betreten konnte. Auch mich wollte er aufhalten.

Ich sagte meinen Namen.
Er fragte nach meinem Ausweis.
Ich zeigte ihn her, und er studierte das Dokument im Licht einer kleinen Taschenlampe.
Dann durfte ich passieren.
Zuerst fiel mir Sergeant McCandle auf. Der dicke Beamte war der Mittelpunkt. Er hielt sich in der Nähe eines Weißkittels, der eine Spritze aufgezogen hatte und Ray Onedin eine Injektion gab.
Man hatte Onedin auf einen Schreibtisch gebettet und unter seinen Kopf ein Sitzkissen gelegt.
Der Sergeant sah mich. »Ah, Sinclair!« rief er. »John Sinclair. Endlich.«
Ich hob die Schultern. »Sorry, aber es ging nicht schneller.«
»Schon gut.«
Ich wies auf Onedin. »Wie geht es ihm?«
Der Arzt hob den Kopf. »Den Umständen entsprechend. Der Mann ist schwer zusammengeschlagen worden. Ich habe ihm ein schmerzstillendes Mittel verabreicht. Er hat zumindest eine schwere Gehirnerschütterung davongetragen und außerdem einige Prellungen.« Der Doc schüttelte den Kopf. »Es ist eine Gemeinheit.«
»Wem sagen Sie das.«
Es befanden sich noch vier weitere Polizisten im Raum, die mit der Spurensicherung beschäftigt waren.
»Noch immer keine Spur von Suko?« fragte ich McCandle.
Der dicke Sergeant schüttelte den Kopf.
Ich biß mir auf die Lippen. Diese Auskunft paßte mir überhaupt nicht. Wenn Suko freiwillig den Raum oder das Revier verlassen hätte, dann hätte er eine Nachricht hinterlassen. Aber es war nichts dergleichen gefunden worden.
Der Doc hob den Kopf und nickte. »Ich glaube, der Verletzte kann jetzt abtransportiert werden.«
»Moment noch.« Ich legte eine Hand auf die Schulter des Doc. »Ist es möglich, daß ich mit ihm rede?«
Der Arzt zog mit Daumen und Zeigefinger seine tiefen Nasenfalten nach und machte ein nachdenkliches Gesicht. »Es ist schwer, dies zu verantworten.«
Ich nickte. »Das glaube ich Ihnen sehr gern, Doc. Nur geht es in diesem Fall um Menschenleben. Ich muß mit dem Verletzten reden. Bitte, machen Sie eine Ausnahme.«
Der Arzt schaute McCandle an.
»Meinetwegen«, sagte der Sergeant.
»Okay, ich will es versuchen.«
»Danke, Doc.« Ich war froh dabei.
Zum Glück hatte der Arzt Ray Onedin kein Schlafmittel gegeben. Er

zog eine andere Spritze auf und gab dem Polizisten eine Injektion. Wir warteten zwei Minuten.

Dann öffnete Onedin die Augen. Sein Blick war unruhig, verständnislos. Onedin fürchte die Stirn, erschien zu überlegen, dann sah er mich. »John Sinclair!« Seine Stimme war nur ein Hauch.

»Wie geht es Ihnen?« fragte ich.

»Ich – ich weiß nicht…«

Ich beugte mich zu Ray Onedin hinunter. Sein Gesicht war verschwollen. Das Blut hatte der Arzt abgewischt. Ich sah die Hautabschürfungen und blauen Flecken. »Ich möchte Ihnen danken, Ray, denn Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Sie hätten es auch so geschafft. Aber diese verdammten Hundesöhne, ich – ich habe nie etwas bemerkt. Wußte nicht, daß sich hinter meinen Kollegen die Horror-Cops verbargen. Es ist schlimm.«

»Sie erinnern sich also?«

»Sicher.«

»Was ist geschehen, als ich nicht mehr hier war?«

»Ich weiß nicht – wurde bewußtlos.«

»Aber Sie erinnern sich an Suko?«

»Ja, ich habe sogar noch mit ihm gesprochen. Er wollte anrufen, soviel ich weiß.«

»Das hat er auch getan. Aber Suko ist verschwunden.«

Ray Onedin schaute mich überrascht an. »Wie?«

»Er ist einfach weg.«

»Vielleicht nur gegangen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das macht Suko nicht. Es muß etwas geschehen sein.«

»Ich kann Ihnen aber nichts sagen, John!« Der gequälte Gesichtsausdruck des Polizisten verriet mir, daß er wirklich nachdachte, aber zu keinem Ergebnis kam.

»Ich glaube, es reicht«, sagte der Arzt.

»Moment noch«, mischte sich Ray Onedin ein.

Wir schauten ihn an.

»Das Zimmer«, flüsterte er. »Es ist gefährlich. Sie haben erst heute dort ein Bild aufgehängt.«

»Was für ein Bild?« hakte ich nach.

»Es ist schrecklich. Ein Skelett, und es sieht aus, als würde es leben.«

Sergeant McCandle deutete auf die Tür zum Nebenraum. »Dort muß es hängen.«

»Ich schaue mir das Gemälde einmal an«, sagte ich.

Ray Onedin hatte genug erzählt. Der Arzt gab ein Zeichen, und zwei Cops brachten ihren verletzten Kollegen nach draußen.

Mich aber interessierte das Bild.

Ich betrat das Zimmer.

Und ich war ebenso überrascht wie Suko. Die Cops hatten den Raum noch nicht durchsucht, ich aber merkte die Aura des Bösen, die von dem Gemälde ausging.

Auch nahm ich den Geruch wahr. Irgendwie hing Schwefelgestank in der Luft. Nicht sehr intensiv, sondern nur als Hauch.

Schwefel und Moder. Typische Geruchsmerkmale für meine Gegner aus dem Schattenreich.

Sergeant McCandle war hinter mich getreten. Ich hatte ihn nicht gehört.

»Um Himmels willen«, flüsterte der Polizist. »Was ist das?«

Ich atmete tief ein, bevor ich die Antwort gab. »Es ist ein Gemälde von meinem Erzfeind, dem Schwarzen Tod.«

»Dann ist er…«

Der Sergeant sprach nicht weiter. Ich wußte genau, was er meinte, aber ich wollte ihm auch keine große Erklärung mehr geben. Er hatte bereits vom Schwarzen Tod gehört. Damals, bei unserem Fall mit dem Vampir von Manhattan. Der Schwarze Tod hatte zwar mit dem Vampir direkt nichts zu tun gehabt, aber ich hatte meinen Erzfeind einmal erwähnt. Und daher kannten McCandle und Captain Hamilton den Namen.

Und nun sah der Sergeant ihn.

Das Gemälde war so echt, daß man meinen konnte, der Schwarze Tod würde leben. Er beherrschte das Bild. Die hellen Augen in seinem dunklen Schädel strahlten kalt und gnadenlos. Der Umhang reichte bis zum Boden, und unwillkürlich wurde ich an meinen ersten Fall erinnert, in dem der Schwarze Tod auftrat.

Das war in Germany, im Spessart, gewesen. Dort hatte der Schwarze Tod sich Kala genannt und mir auch gleichzeitig zu verstehen gegeben, daß er unbesiegbar wäre.[2]

Nun, die Zeiten hatten sich etwas geändert. Der Schwarze Tod hatte schwere Niederlagen einstecken müssen, allerdings war es mir bisher noch nicht gelungen, ihn zu vernichten.

Doch durch die Niederlagen hatte er bei Asmodis, dem obersten Höllenfürsten, Kredit eingebüßt, und irgendwann würde der Zeitpunkt kommen, an dem der Schwarze Tod aufgab oder mich zum direkten Kampf aufforderte.

Ich glaubte eher an die letzte Möglichkeit, und heute schon stellte ich mir die Frage, ob ich den Schwarzen Tod dann besiegen konnte, wenn es soweit war.

Hier in New York hatte ich ihm eine erneute Schlappe zugefügt, denn seine Horror-Cops existierten nicht mehr.

Dafür aber noch Sinistro.

Er und der Schwarze Tod hatten ein Bündnis geschlossen, und dieses Bündnis wurde auch durch das Bild dokumentiert, denn ich sah

Sinistro im Hintergrund des Gemäldes.

Der Magier trug einen ebenfalls langen Mantel, doch einen Kopf besaß er nicht. Über dem Hals hatte der Zeichner ein flimmerndes ovales Etwas gemalt, das man unschwer als Schädel erkennen konnte. Wenn auch nur als Ersatz.

Ich ging weiter vor.

Der Sergeant blieb zurück. Er, den nichts so leicht aus der Ruhe brachte, hatte plötzlich Angst.

Ich blieb stehen und wandte mich um. »Schließen Sie die Tür, Sergeant.«

McCandle schluckte. »Ich – ich soll wirklich?«

»Ja. Lassen Sie mich allein – bitte.«

»Wie Sie meinen, John. Auf Ihre Verantwortung.« Er schaute mich plötzlich an wie einen Todeskandidaten. Vielelicht war ich für ihn schon so gut wie gestorben.

Der aus dem Büro fallende Lichtschein wurde schwächer. Dann drückte McCandle die Tür zu.

Ich war allein.

Ein seltsames Licht- und Schattenspiel herrschte in diesem Raum. Draußen war es dunkel, vor der Fensterscheibe hing ein Eisenrollo, aber innerhalb des Zimmers war es trotzdem nicht finster.

Dafür sorgte das Bild.

Es strahlte einen eigentümlichen Glanz aus, nicht hell und nicht dunkel, dafür jedoch düster – und gefährlich…

Ja, man konnte vor diesem Glanz Angst bekommen.

Noch näher trat ich an das Bild heran. Ich atmete nur flach und konzentrierte mich sonst auf die hier im Raum herrschende Atmosphäre. Ich wollte sie aufsaugen und mich darauf einstellen.

Im Office nebenan sprachen die Polizisten, doch ihre Stimmen hörten sich seltsam fern und dumpf an, als wären wir Meilen voneinander getrennt.

Das Office auf der einen und der Raum hier auf der anderen Seite waren zwei verschiedene Welten.

Das Bild vor mir strahlte eine regelrechte Bedrohung aus. Ich fühlte mich körperlich unwohl, winkelte unwillkürlich den Arm an und tastete nach meinem Kreuz. Als ich das Silber mit den Fingerspitzen berührte, ging es mir besser.

Der Druck verschwand – ich atmete frei.

Es war jetzt still geworden. Eine nahezu unheimliche Ruhe, die jedoch an meinen Nerven zerrte. Schweiß bildete sich auf meinem Körper. Kalt rann er mir den Rücken hinunter. Dieser Raum war ein Stützpunkt des Bösen.

Wieder schaute ich auf das Bild.

Nichts hatte sich verändert.

Und doch war etwas anders geworden. In den Ecken und Winkeln des Raumes schienen Schatten zu hocken. Ich glaubte, Stimmen, zu hören. Wispernd, raunend…

Ja – es hatte auf mich gelauert.

Wieder schaute ich auf das Bild – und erstarrte.

Das Gemälde hing zwar nach wie vor ah der Wand, aber es hatte sich verändert.

Es lebte!

Der Schwarze Tod lebte – Sinistro lebte…

Welch ein Grauen.

Die Augen meines Erzfeindes rollten. Sie bewegten sich wie Kugeln in den Höhlen, und sie schienen mich mit ihrem Blick hypnotisieren zu wollen.

Doch ich hielt stand.

Sonst tat der Schwarze Tod nichts. Er oder vielmehr das Gemälde beschränkte sich darauf, mich anzustarren und seine Magie auszusenden. Ich hatte erst daran gedacht, mit ihm zu reden und ihn nach Suko zu fragen, doch diese Blöße wollte ich mir nicht geben. Er sollte meine Angst um Suko und Bill nicht mitbekommen, sondern von sich aus darauf eingehen.

Doch mein Hoffen war vergeblich. Der Schwarze Tod tat nichts, und ich kam zu der Überzeugung, daß er in diesem Fall nur eine zweite Geige spielte.

Dafür überließ er Sinistro das Feld!

Und der Magier, der seit dreihundert Jahren tot war, sprach zu mir. Er bewegte sich dabei auf dem Gemälde und schritt langsam vor, so daß seine Gestalt immer größer wurde und die des Schwarzen Tods überdeckte.

Ich sah ihn zum erstenmal.

Er trug keine Kapuze, und jetzt, da er näher an den Bildrand getreten war, sah ich auch die eingestickten Tierköpfe auf seinem dunkelroten langen Mantel. Ich unterschied einen Ziegenkopf, den Schädel eines Krokodils und den einer Hyäne. Wahrscheinlich hatte er mit den mächtigen Tiergeistern einen Pakt geschlossen und würde sie im Ernstfall zu Hilfe holen.

Aber die brachten ihm seinen Schädel auch nicht zurück.

Das sollte ich übernehmen.

»Ich freue mich, Geisterjäger, daß ich dir gegenüberstehe. Der Schwarze Tod hat mir einiges von dir erzählt. Du mußt ja wahre Wunderdinge vollbringen können, wenn er es nicht geschafft hat, dich zu besiegen. Aber das hier ist mein Spiel. Du kennst dein Ultimatum. Es sind noch knapp zwanzig Stunden, die dir bleiben, um meinen Kopf zu beschaffen. Und jede Minute zählt. Wenn du es innerhalb der Zeit nicht geschafft hast, wird dein Freund Bill Conolly sterben!«

»Wo befindet er sich?« Meine Stimme klang rauh. Ich kannte sie selbst nicht wieder.

»In Sicherheit!«

Ich streckte die Hand aus. »Okay, Sinistro, es ist dein Spiel, aber ich stelle ebenfalls meine Forderungen.«

Der Magier lachte schaurig. »Du hast hier keine Bedingungen zu stellen.«

»Hör mich an!«

Sinistro zögerte. Wahrscheinlich fand er es unter seiner Würde, mit mir zu reden, aber so schnell wollte ich nicht klein beigeben.

»Nun gut«, sagte er nach einer kurzen Denkpause. »Du kannst reden, Geisterjäger!«

»Um auf deinen Vorschlag einzugehen, will ich die Gewißheit haben, daß mein Freund Bill Conolly noch lebt. Kannst du mir diese Garantie geben?«

Meine Frage schwebte im Raum, und ich lauschte dem eigenen Echo der Worte nach.

Sinistro aber schüttelte den Kopf. »Nein, du mußt dich schon auf mein Wort verlassen.«

Ich pokerte höher. »Auf dein Wort pfeife ich, Dämon. Wenn ich auf deinen Vorschlag eingehen soll, dann sage mir, wo Bill Conolly sich aufhält oder bringe mir irgendeinen Beweis, daß er noch am Leben ist. Sonst läuft nichts!«

»Hast du eigentlich keine Angst?« fragte Sinistro.

»Nein.«

»Ich könnte dich zerquetschen.«

»Versuch es!«

Dieses forsche Auftreten schien dem Magier überhaupt nicht zu behagen. Er murmelte irgend etwas, was ich nicht verstand.

»Lange warte ich nicht mehr«, drohte ich.

Sinistro hatte sich entschieden. »Es ist gut, Geisterjäger. Ich gehe auf deine Bedingung ein. Ich werde dir beweisen, daß sich dein Freund noch am Leben befindet. Schau dir dieses Gemälde genau an, John Sinclair. Du wirst ihn nur eine Sekunde sehen. Länger nicht…«

Während seiner letzten Worte schon waren er und der Schwarze Tod verblaßt. Eine graue Fläche erschien, dann schälten sich Umrisse aus diesem Bleigrau, und ich sah eine winzige Felseninsel, auf der ein Mann neben einem Lehnstuhl stand.

Der Mann war Bill!

Er sah erschöpft aus, verzweifelt und völlig niedergeschlagen. Bill starrte auf ein ihn umgebendes graues Meer, aus dem sich soeben der Rachen eines gewaltigen Ungeheuers schob und damit drohte, den Reporter zu verschlingen.

Im nächsten Augenblick war das Bild verschwunden.

Ich hatte unwillkürlich einen Schritt nach vorn gemacht. Jetzt ging ich wieder zurück.

Bill lebte also.

Vielleicht…

Es konnte auch eine Illusion gewesen sein. Man hatte ein Bild aus der Vergangenheit in die Gegenwart projeziert. Meinen Gegnern war jeder schmutzige Trick zuzutrauen.

Die Fläche blieb grau. Sinistro erschien nicht mehr. Ich aber war sicher, daß er Bill in eine andere Dimension verschleppt hatte, denn einen grünen Himmel gab es in unserer Welt nicht.

Wie sollte ich ihn jemals finden?

Aber Sinistro hatte auch einen Fehler gemacht. Er führte mir vor, daß es mit dem Bild etwas Besonderes auf sich hatte. Unter Umständen war dieses Gemälde sogar ein transzendentales Tor in eine andere Welt. Es gab diese Tore überall. Ich hatte schon mehrere gesehen und war auch durch manche gefallen und in einer anderen Dimension gelandet. Sogar eine Kinoleinwand wurde einmal von Dämonen zu einem transzendentalen Tor umfunktioniert. [3]

Warum nicht auch ein Gemälde?

Es bestanden zwei Möglichkeiten. Sollte ich versuchen, durch dieses Tor – falls es eins war – direkt in die andere Dimension tauchen, oder machte ich mich erst auf die Suche nach meinem Partner Suko und der Maske?

Fragen, auf die ich im Augenblick keine Antwort wußte. Ich brauchte sie auch vorläufig nicht zu finden, denn es geschah etwas, was meinen Plan völlig umwarf.

Ein dumpfer Schrei drang an meine Ohren.

Ich lauschte.

Abermals schrie jemand.

Und dann wußte ich Bescheid.

Der Schrei war unter mir aufgeklungen.

Aus der Erde!

***

Suko erkannte den Kerl sofort.

Es war der gleiche, der Henry Onedin hatte umbringen wollen und den Suko zusammen mit mir verfolgt hatte.

Der Reporter Hank Stone, mit dem alles begonnen hatte. Er war ein Kollege von Laurie und hatte sie erst auf die Spur der Horror-Cops gebracht, um dann selbst zu einem Opfer zu werden. Es bestand für den Chinesen kein Zweifel, daß der kopflose Reporter ihn umbringen wollte.

Trotzdem verspürte Suko keine Panik. Er war erstens ein ausgezeichneter Karatekämpfer und zweitens nicht unbewaffnet. Er

fragte sich nur, woher der Kopflose so plötzlich gekommen war, aber wahrscheinlich gab es innerhalb des Raumes eine Tür, die Sukos Blicken bisher verborgen geblieben war.

»Laß es!« warnte der Chinese.

Der Henker drosch zu.

Die unheimlich scharfe Schneide zerschnitt die Luft, es gab ein pfeifendes Geräusch.

Suko bewegte sich wie ein Tänzer.

Er glitt nach links, kurz bevor die verdammte Axt ihn treffen konnte. Ein weiterer Schritt nach vorn brachte ihn neben den Kopflosen, der von der Wucht des eigenen Hiebes nach vorn geschleudert wurde. Die Schneide aber rasierte über den Steinboden und warf Funken.

Der Kapuzenträger stürzte vor. Gleichzeitig hämmerte er noch aus der Drehung zu. Diesmal wischte die Schneide waagerecht heran, etwa in Halshöhe.

Suko sprang blitzschnell zurück und hinter den Pfahl.

Mit einem dumpfen Geräusch sauste die Schneide in den Pfahl und blieb stecken. Bevor der Kopflose sie herausziehen konnte, riß Suko seine mit geweihten Kugeln geladene Pistole hervor und zeigte dem Kopflosen die Mündung.

»Hör auf!« warnte der Chinese.

Der Kapuzenträger verstand ihn. Er stand wie festgeleimt und hatte beide Hände um den Stiel der Waffe geklammert.

Suko wollte den Mann nicht töten, er wollte mit ihm reden, und herausbekommen, was Sinistro vorhatte und wo er Bill Conolly versteckt hielt.

Vielleicht wußte der Kopflose etwas.

Unter der Kapuze drang ein dumpfes Knurren hervor.

Drohend und gefährlich.

Mit einem Ruck riß der ehemalige Reporter die Axt aus dem Holz des Pfahls.

Suko verzog das Gesicht.

Sein Finger krümmte sich um den Abzug…

Der Henker holte erneut zum Schlag aus.

Da ließ Suko die Waffe sinken. Nein, er wollte es anders versuchen. Nur nicht töten!

Der Kapuzenmann kam mit einer anderen Variante. Er schlug jetzt schräg zu. Es war ein gefährlicher Hieb, der Sukos Schulter getroffen hätte.

Der Chinese drehte ab.

Dann konterte er. Bevor der Kopflose ein weiteres Mal zuschlagen konnte, flog Sukos rechtes Bein hoch, und die Fußspitze traf seinen Gegner etwa in der Körpermitte.

Der Kopflose flog zurück.

Sofort setzte Suko nach.
Diesmal kam der andere Fuß. Er klatschte gegen das Brustbein des Henkers, und der Kopflose ging zu Boden, war aber gedankenschnell wieder auf den Beinen, da er keine Schmerzen spürte und auch nicht bewußtlos werden konnte.
»Gib auf!« forderte Suko.
Der Kapuzenmann rollte sich gegen Sukos Beine, und der Chinese mußte hastig zurückspringen, sonst hätte ihn die Schneide der Axt noch getroffen.
Er schimpfte wild.
Langsam gewann Suko die Überzeugung, daß er mit Warnungen nicht mehr weiterkam. Nun mußte er handeln.
Diesen Berserker konnte man nur mit einer geweihten Silberkugel stoppen. Das Geschoß schaltete ihn nicht nur aus, sondern gab ihm auch den inneren Frieden zurück.
Suko kam gar nicht dazu, den Stecher durchzudrücken. Der Kopflose ging zum Generalangriff über. Seine Schläge kamen blitzschnell und sollten auf Suko wie Hagelkörner niederprasseln.
Links, rechts – rechts, links, so drosch er zu.
Immer wieder pfiff die scharfe Schneide durch die Luft. Suko hatte es nur seinen außergewöhnlichen Reflexen und Reaktionen zu verdanken, daß er kein einziges Mal getroffen wurde, obwohl die Schneide manchmal sehr dicht an seinem Gesicht vorbeizischte.
Der Chinese wurde in die Defensive gedrängt. Er geriet immer näher an die Schränke, in denen die Köpfe standen.
Dann konnte er nicht mehr weiter.
Entweder schießen – oder…
Da holte der Kapuzenträger zu einem vernichtenden Hieb aus. Er schlug die Axt von oben nach unten, wollte Suko den Schädel spalten, und der Chinese sah nur noch eine Chance.
Er ließ sich in die Knie sacken.
Die Axt sauste über ihn hinweg. Im nächsten Moment vernahm Suko einen dumpfen Aufprall, dann splitterte Glas und anschließend geschah etwas, das den Chinesen mit Grauen erfüllte.
Suko wischte zur Seite weg, kam wieder hoch, hielt die Waffe schußbereit und sah, was geschehen war.
Die Axt hatte den kleinen Schrank zertrümmert. Sie war durch die obere Platte gefahren und hatte den sich im Schrank befindlichen Kopf getroffen.
Der Kapuzenmann hatte sich mit seiner Axt selbst umgebracht!
Ein markerschütternder Schrei hallte durch den Kellerraum. Ein Schrei, wie Suko ihn selten vernommen hatte, der aber alle Qualen ausdrückte, die der Kopflose empfand.
Kaum war das Echo verhallt, gellte ein zweiter Schrei auf.

Suko schritt unwillkürlich zurück. Er hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, so grausam und schrecklich war dieser Ruf.

Danach – Stille.

Der Kapuzenmann sackte zusammen.

Langsam ging er in die Knie. Da die Axt noch feststeckte, riß er den kleinen Kasten mit. Er prallte neben ihm zu Boden und zersplitterte völlig.

Wieder ein Schrei.

Doch diesmal leiser, mehr ein verzweifeltes Seufzen. Und diesen Laut hatte, wie auch schon die anderen beiden, nicht der Torso ausgestoßen, sondern der Kopf.

In ihm waren noch alle Empfindungen vereint.

Welch ein Wahnsinn…

Dann verging der Kopf. Die Augen machten den Anfang. Sie waren zuvor noch weit aufgerissen, doch nun brachen sie. Der Blick wurde leer und tot.

Danach verfiel der Schädel. Die Haut löste sich ab, blanke Knochen erschienen, und zurück blieb ein Totenschädel, der, als Suko ihn anstieß, auseinanderfiel.

Der Chinese bückte sich und hob die Kapuze hoch.

Da war nichts.

Kein Flimmern, keine Konturen. Hank Stone, der Reporter, war nun endgültig gestorben und auch erlöst.

Suko war froh darüber.

Doch seinem Ziel war er um keinen Schritt nähergekommen. Und das wurmte ihn sehr.

Der Chinese hielt den Kopf gesenkt, als er den Kellerraum verließ.

***

Ich hatte mich sofort gebückt, als der zweite Schrei aufgeklungen war. Beinahe von selbst gerieten meine Finger in Bewegung und suchten den Boden ab. Denn da der Schrei unter mir aufgeklungen war, mußte es irgendeinen Einstieg geben, der in die Tiefe führte. Vielleicht eine Falltür oder eine Leiter, die durch eine Klappe verborgen war.

Ja, ich fand eine Fuge.

Mit dem Zeigefinger folgte ich der Einkerbung, und schließlich hatte ich eine rechteckige Klappe ertastet.

Doch eine Falltür.

Aber wie öffnete man sie?

Ich drückte mit beiden Händen darauf, während sich meine Knie außerhalb der Umrandung befanden, schließlich wollte ich nicht in die Tiefe fallen.

Ohne Erfolg.

Ich stand auf und ging wieder zurück in das Office.

Die Polizisten schauten mich an wie einen Geist. Sergeant McCandle machte da keine Ausnahme.

Ich grinste schief. »Was ist los?«

McCandle strich über sein Gesicht. »Himmel, ich dachte schon, Sie kämen nicht mehr zurück.«

»Kennen Sie die Falltür?«

Kopfschütteln.

Da fiel mir ein, daß diese Frage dumm gewesen war. Diese Cops gehörten nicht zum Revier. Ich erklärte in wenigen Worten, was ich vorgefunden hatte. Über die Veränderung des Bildes sprach ich nicht.

»Die müßten wir dann ja aufbekommen«, meinte McCandle.

»Haben Sie Werkzeug?«

Ein Polizist reagierte sofort und öffnete einen schmalen Schrank. Er fand dort ein paar Seile und auch ein Stemmeisen. Darauf hatte ich gar nicht zu hoffen gewagt. Das Stemmeisen lief vorn flach zu. Damit mußte es gehen.

Ich betrat wieder den Raum und knipste diesmal das Licht an.

Jetzt folgten mir auch die anderen Männer, sie hatten ihre Scheu überwunden.

McCandle merkte es zuerst. »Was ist denn mit dem Bild geschehen?« flüsterte er.

»Es hat sich verändert.«

»Wieso?«

Ich gab ihm keine Antwort. Sie hätte ihm unter Umständen nur Angst gemacht. Zum erstenmal sah ich die Einrichtung des Raumes. Es standen noch einige Schränke an den Wänden. Ein Panzerschrank stach mir besonders ins Auge. Er war verschlossen. Wahrscheinlich enthielt er Waffen.

Ich schritt vor bis zu der im Boden eingelassenen Falltür und versuchte, das Stemmeisen in die Ritze zu schieben. Es klappte nicht beim ersten Anlauf. Ich nahm mir mehr Zeit und versuchte es erneut.

Diesmal ging es.

Ich benutzte das Stemmeisen als Hebel, drehte und bog. Es knirschte, rieselte und knackte. Winzige Steine lösten sich, Staub wölkte auf. Das Stemmeisen drang weiter vor, durch meinen Druck angetrieben.

Sergeant McCandle hatte inzwischen ein zweites aufgetrieben. Gemeinsam machten wir uns an die Arbeit.

Zwei haben mehr Erfolg als einer, so ist das oft im Leben. Wir konnten plötzlich die Steinplatte anheben. Sie war nicht dick, etwa wie die Hälfte einer Hand.

Dann kippte sie um.

Für einen Moment sah es aus, als würde sie zerbrechen, doch der Stein hielt.

Ich wischte mir mit dem Handrücken über die Stirn. Schweiß vermischte sich mit Staub.

Einer der Cops hatte eine starke Taschenlampe geholt und leuchtete damit in die Tiefe.

»Mann«, sagte er nur, »wer hätte das gedacht?« Er beobachtete den Strahl, wie er weiterwanderte, an den Seiten entlangglitt und ein Gesicht aus der Dunkelheit riß.

Suko!

»He, blendet nicht so!« rief mein Partner.

Ich atmete erleichtert auf. Man hörte den Stein plumpsen, der mir vom Herzen fiel.

»Alles okay?« rief ich Suko entgegen.

»Immer.«

»Wir haben Seile. Sollen wir dich raufziehen?«

»Nein, komm lieber zu mir«, erwiderte der Chinese.

»Warum?«

Suko lachte. »Ich möchte dir etwas zeigen, bei dem dir die Augen übergehen.«

Die Cops seilten mich an. Eine Taschenlampe nahm ich mit. Dann ließen mich die Polizisten nach unten.

Suko empfing mich mit ausgestreckten Armen.

Dann stand ich neben ihm und klopfte ihm auf die Schulter, wobei ich das Seil löste.

»Was ist denn?« fragte ich.

»Komm mit«, sagte Suko nur.

Er führte mich durch den unterirdischen Gang, wobei ich die Lampe eingeschaltet hielt.

Der Chinese öffnete die Tür zu dem Horror-Raum.

Fassungslos schaute ich mich um. Ich stand einen Schritt vor der Schwelle und schaute auf den Pfahl und den Toten. Ich sah den Richtklotz, und ich sah die drei Kästen, wobei einer völlig zerstört auf dem Boden lag.

Der grausige Inhalt schockte mich zutiefst. Trotzdem trat ich nah an die Kästen heran und blickte durch die verschmutzten Scheiben.

Da waren die Köpfe! Einer völlig kahl, der andere mit einem schwarzen Haarpelz bedeckt.

»Die Schädel der Henker«, kommentierte Suko.

Ich drehte mich um und schaute den Chinesen an. »Und was war mit dem dritten?«

»Unser Freund Hank Stone hat sich selbst umgebracht«, erwiderte Suko.

Ich hob fragend die Augenbrauen.

Der Chinese erzählte.

Ruhig hörte ich zu. Als Suko nach meiner Meinung fragte, erwiderte

ich: »Wir haben hier einen Stützpunkt des Magiers Sinistro gefunden. Vielleicht sogar den Stützpunkt, aber wir wissen immer noch nicht, wo sich Bill Conolly und der Kopf dieses Sinistro befinden. Ich habe von Bill ein Bild gesehen…«

»Wie?«

»Ja.« Ich berichtete Suko mein Erlebnis mit dem Gemälde.

»Und du bist nicht nach unten gefallen?« fragte er erstaunt.

»Nein, wieso?«

»Weil ich…« Suko schüttelte den Kopf und legte nachdenkend die Stirn in Falten. »Ja, ich habe das Bild angefaßt…«

»… und dann hast du einen Kontakt berührt und durch die Falltür gefallen«, fuhr ich fort.

»Meiner Meinung ist er in eine andere Dimension verschleppt worden«, erklärte ich. »Um ihn dort herauszuholen, müßten wir hin.«

»Aber wie?«

Ich hob die Schultern. »Mir scheint, daß dieses Bild ein transzendentales Tor darstellt.«

»Dann bedeutet es also keine Schwierigkeit, nach drüben zu kommen«, sagte Suko.

»Vielleicht nicht, nur wo soll ich den Kopf des Magier hernehmen?«

»Das ist das Problem«, gab auch Suko zu.

»Wenn wir uns ohne Kopf in die andere Dimension begeben, wird Sinistro Bill Conolly sofort töten.«

»Das befürchte ich auch.«

Suko war ebenso ratlos wie ich. Aber gab es überhaupt noch eine Chance für uns? In einem fremden Land, konfrontiert mit einer unbekannten Magie. Dieser Sinistro stammte von den Westindischen Inseln ab, also aus der Karibik, wo heute noch der Voodoo-Zauber sehr lebendig ist. Dieses Gebiet war mir eigentlich noch fremd. Ich hatte zwar schon mit Voodoo zu tun gehabt, kannte aber längst nicht die tiefen Geheimnisse dieser Magie.

Und die Zeit rann uns unter den Nägeln weg.

»Laß uns zurückgehen«, schlug Suko vor. »Es bringt nichts, wenn wir hier herumstehen.«

Mein Partner hatte recht. Wir verließen den Keller, schritten durch den Gang und erreichten den Schacht.

Die Cops hatten oben am Rand gewartet.

Ich band Suko zuerst das Seil um, und dann wurde er hochgezogen. Drei Männer hatten an seinem Gewicht gehörig zu knacken.

Anschließend war ich an der Reihe.

Auf der Reise nach oben waren mir zwei Dinge eingefallen, wovon ich die letzte Idee für die weitaus bessere hielt. Erst sorgte ich jedoch dafür, daß die Tür zu diesem Nebenraum versiegelt wurde, ich aber einen Schlüssel bekam.

Das ließ sich machen.
Dann erklärte ich Suko meinen Vorschlag. »Wenn uns einer helfen kann, dann ist es der alte Henry Onedin. Denn er weiß noch am besten über die Mythologie seiner Vorfahren Bescheid. Es geht kein Weg daran vorbei, wir müssen abermals zu ihm.«
Suko hielt viel von meinem Vorschlag. Er hatte jedoch auch seine Zweifel.
»Ich hoffe nur, daß Henry Onedin soviel über den Zauber Bescheid weiß, daß er uns weiterhelfen kann.«
»Das werden wir ja in einer halben Stunde wissen«, erwiderte ich. »Komm, wir fahren.«
Sergeant McCandle begleitete uns hinaus. Zum Abschied sagte er, als ich die Autotür bereits aufgeschlossen hatte: »Ich werde mit Captain Hamilton sprechen, und ich bin sicher, daß er Ihnen jede Unterstützung gewährt, die Sie brauchen.«
Ich lächelte. »Danke, Sergeant, und drücken Sie uns bitte die Daumen.«
Als Antwort hob er beide Hände, ballte acht Finger zur Faust und ließ die zwei Daumen nach oben zeigen.
Ich startete.
Der alte Henry Onedin war wirklich unsere letzte Hoffnung, denn die Zeit lief immer weiter ab…

***

Das Haus, in dem die Onedins wohnten, war noch immer nicht zur Ruhe gekommen. In dieser Nacht konnte keiner schlafen. Es schien, als wüßten die Menschen, daß irgend etwas in der Luft lag.
Gefahr, Gewalt und Grauen…
Ängstliche Augen schauten uns an. Aber uns trafen auch haßerfüllte, kalte Blicke, weil wir eine andere Hautfarbe besaßen. Man wisperte hinter unserem Rücken. Wir kümmerten uns nicht darum.
Vor der Wohnungstür blieben wir stehen. Sie war offen. »Kommen Sie herein«, hörten wir Sarah Onedins Stimme.
Wir betraten die Küche.
Suko schloß die Tür.
Sarah sah blaß aus. Aber auch erleichtert. »Ich habe Sie längst erwartet«, sagte sie zu uns und wischte ihre nassen Hände an der Kittelschürze ab. Sie hatte geweint, ich sah es an ihren Augen und wollte etwas Tröstendes sagen. »Ihr Mann ist in Sicherheit, es geht ihm gut, glauben Sie mir.«
Sie stellte den TV-Apparat leiser. »Ich weiß, Mr. Sinclair. Und ich bin froh, daß es so gekommen ist. Dieser Job war nichts für Ray. Ich habe immer Angst um ihn, seit wir uns kennen. Polizist zu sein heißt, mit einem Fuß im Grab zu stehen. Ray will so gern Kinder haben, aber ich

weiß nicht, ob wir uns das leisten können. Ich möchte, daß die Kinder mit einem Vater aufwachsen, wenn Sie verstehen, was ich meine, Mr. Sinclair.«

»Natürlich, Mrs. Onedin.«

Sie lächelte und sah dabei sehr hübsch aus. »Sie sind sicherlich nicht gekommen, um sich meine Klagen anzuhören. Möchten Sie zu meinem Schwiegervater?«

»Ja.«

»Gehen Sie nur hinein. Er ist noch wach, er kann sowieso schlecht schlafen, wie das eben bei alten Leuten… na ja, bitte…«

Ich klopfte an die Tür.

Die Antwort verstand ich nicht, wertete sie jedoch als positiv und betrat das Zimmer, in dem Henry Onedin in seinem Bett lag. Wieder brannte die Lampe, und als Suko und ich die Schwelle überschritten, richtete sich der alte Onedin im Bett auf.

»Ich habe euch erwartet«, sagte er. »Es ist einiges schiefgelaufen, nicht wahr?«

Neben dem Bett blieb ich stehen. »Sie haben es erraten, Henry.«

»Ray hat noch Glück gehabt.«

Ich nickte.

»Es ist gut, daß er sich außerhalb der Gefahrenzone befindet«, sagte Henry Onedin und strich mit seinen dünnen Fingern über das Bettlaken. »Schon wegen Sarah. Sie hat mir nicht gesagt, was geschehen ist. Werde ich von Ihnen die Wahrheit erfahren?«

»Natürlich.«

Ich berichtete haarklein und verschwieg dem Alten nichts. Er hatte ein Recht darauf, alles zu erfahren. Als ich über das Ultimatum sprach, sagte er: »Das ist typisch.«

Eine Viertelstunde dauerte es, bis ich ihm alles gesagt hatte. Dann lächelte der Alte und schaute mich verschmitzt an. »Und was soll ich jetzt tun, Mr. Sinclair?«

»Ich möchte erstens Ihren Rat und zweitens Ihre Hilfe.«

»Das kann ich wohl kaum. Ich bin an dieses Bett gefesselt.«

»Aber Sie können uns mit Rat und auch vielleicht mit einigen Tricks zur Seite stehen.«

»Es wäre zumindest einen Versuch wert«, gab er zu.

Das war für mich die halbe Miete. Dann deckte ich meine Karten auf. Suko wußte nichts davon. Ich hatte meinen Plan bewußt für mich behalten.

»Sie wissen also nicht, wo sich der Kopf befindet?« fragte ich den Alten.

»Nein.«

»Aber wissen, Sie, wie er aussieht?«

»Ich – ich glaube schon.«

»Glauben oder wissen, Henry? Es ist für mich sehr wichtig.« Meine Stimme klang ernst.

»Ich weiß es.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. »Und wie sieht der Schädel des Magiers aus?«

»Fast wie ein Schrumpfkopf. Ziemlich klein, eine dünne Haut, die mit zahlreichen Falten und Furchen durchzogen ist. Man kann sie mit einer Landkarte vergleichen.«

»Wie ist es möglich, daß jemand solch einen Schädel besitzt?« erkundigte ich mich.

»Sinistro war alt. Uralt sogar. Und mit jedem Jahr, das er älter wurde, wuchs sein Haß, aber auch seine teuflischen Kräfte vermehrten sich, bis der Majodomo des Satans aufmerksam wurde und ihn zu einem seiner Getreuen machte. Aber warum wollen Sie das so genau wissen?«

»Weil ich ihm den Kopf zurückbringen will«, erwiderte ich.

»Den finden Sie nicht!«

Jetzt rückte ich mit der Sprache heraus. »Ich werde ihm nicht den echten Schädel zurückbringen, sondern einen Zweitkopf. Ich möchte, daß Sie ihn herstellen!«

Nach meiner Antwort war es eine Weile still. Schließlich fand Suko als erster die Sprache wieder. »John, das ist ein Ding.«

Ich grinste, obwohl mir danach wahrhaftig nicht zumute war. »Die einzige Möglichkeit, Suko!«

»Die nicht erfüllt werden kann«, sagte Henry Onedin und machte meine Hoffnungen vorerst zunichte.

»Wieso?«

Der Alte lachte. »Schauen Sie mich doch einmal an, Mr. Sinclair. Ich bin ein Wrack. Ich kann nicht mehr. Es tut mir leid.«

»Sie müssen, Henry.«

»Aber er wird nicht auf den Bluff hereinfallen.«

»Dann haben wir Pech gehabt.«

»Es ist ein zu großes Risiko. Ihr Freund wird es nicht überleben.« Der alte Onedin war zu pessimistisch.

Ich ließ mich jedoch nicht von meinem Vorsatz abbringen. Wenn wir mit diesem Trick Sinistro nicht überlisten konnten, dann war alles vergebens.

»Lassen wir es auf einen Versuch ankommen«, sagte ich.

Henry Onedin drehte sich etwas zur Seite und schaute mich an. Dann verzogen sich seine dünnen Lippen zu einem Lächeln. »Sie sind ein Teufelskerl, John Sinclair. Daß Sie die Flinte nicht ins Korn werfen, zeigt mir, aus welchem Holz Sie geschnitzt sind. Und ich werde den Versuch mit Ihnen machen.«

»Danke. Dann wollen Sie…«

»Nein, ich nicht. Ich bin ans Bett gefesselt, aber es gibt jemanden, der Ihnen helfen könnte. Wir müssen ihn nur herholen.«

»Sagen Sie, wo er wohnt, ich gehe schon!«

»Nicht Sie, Mr. Sinclair. Sie haben eine weiße Hautfarbe, das ist nicht gut. Sarah wird ihn herbeischaffen.« Er holte tief Luft. »Bitte, rufen Sie sie herein.«

Suko war schon an der Tür. Er gab Sarah Onedin Bescheid. Sie kam sofort.

»Vater?« fragte sie.

Der Alte schaute sie ernst an. »Es gibt vielleicht eine Chance, den Magier zu stoppen«, sagte er, »dazu brauchen wir unter anderem deine Hilfe.«

»Aber ich…« Wieder stahl sich die Angst in ihre Augen. Wahrscheinlich dachte sie an ihren Mann.

»Du brauchst nur einen Botengang zu machen«, sagte der alte Onedin. »Mehr nicht.«

Sarah atmete tief ein. »Gut, Vater. Was soll ich tun?«

»Geh zu Saulus Cubillas. Er soll sofort zu mir kommen und seine Werkstatt mitbringen. Sage ihm, er bekäme dafür…« Der Alte warf mir einen fragenden Blick zu.

»Hundert Dollar.«

»Ja, sage ihm, er bekommt diese Summe, wenn er sofort zu mir kommt. Außerdem ist er mir noch etwas schuldig.«

Sarah Onedin nickte. »Ich gehe sofort.« Sie nickte und verschwand.

Der Alte aber lächelte. »Sie ist ein liebes Kind«, sagte er. »Und ich möchte, daß sie hier irgendwann herauskommt. Sie hat ein besseres Leben verdient.«

Der Meinung waren wir auch.

Doch vorerst mußten wir warten.

Und die Zeit rann mir unter den Fingern weg. Das Ultimatum schmolz langsam dahin…

***

Eine halbe Stunde verging.

Und dann noch eine.

Wir wurden immer nervöser.

Suko hatte sich einen Stuhl herangezogen und saß dort völlig entspannt. Ich bewunderte ihn in solchen Augenblicken. Aber sich richtig entspannen zu können, ist wohl eine Mentalitätsfrage. Suko war Chinese, ich Europäer. Bei allen Gemeinsamkeiten, die wir besaßen, trennten uns doch manchmal Welten.

Endlich hörten wir Schritte.

Nach über einer Stunde.

Dann Stimmen in der Küche. Sarah kam mit Saulus Cubillas zurück.

Sie klopfte an die Tür.

Der alte Henry Onedin öffnete die Augen, während Sarah mit dem Mann eintrat.

Saulus Cubillas war ein Zwerg. Er reichte mir gerade bis zur Schulter, hatte schlohweißes Haar, ein zerknittertes Gesicht und eine Nase mit gewaltigen Löchern. Seine Gesichtsfarbe zeigte ein stumpfes Grau. Die dunkle Hose schlotterte um seine Gestalt, und das fleckige Hemd besaß keinen Kragen. Unter dem rechten Arm trug er einen Karton.

Sarah entschuldigte sich für das Zuspätkommen. »Ich mußte den alten Säufer erst suchen.«

Cubillas kicherte. Er roch in der Tat wie ein Faß mit Rum.

Henry Onedin setzte sich im Bett auf. »Komm her«, sagte er und wartete, bis Saulus an das Bett getreten war, stellte er uns vor. »Es sind Freunde von mir, und ich möchte, daß du sie auch als deine Freunde ansiehst. Hast du verstanden?«

»Ja, ja.«

»Bist du nüchtern?«

Er nickte.

»Er ist nüchtern«, sagte der Alte zu mir. »Denn er wagt es nicht, mich anzulügen.«

Saulus stellte seinen Pappkarton auf den Fußboden. »Was soll ich machen?«

Henry Onedin erklärte es ihm.

Saulus kratzte sich hinterm rechten Ohr. Dann schüttelte er den Kopf. »Du weißt, daß ich dir jeden Gefallen tue, aber das ist zu gefährlich für mich.« Er wollte seinen Karton hochheben und verschwinden.

Ich sah meine Hoffnungen schmelzen.

»Hundert Dollar!« sagte Henry.

Saulus zögerte. Er schielte mich von der Seite her an, grinste verschmitzt und meinte: »Hundertfünfzig!«

»Okay.« Ich zog meine Geldbörse. Zum Glück hatte ich genügend gewechselt.

»Halsabschneider!« schimpfte der alte Henry.

Saulus Cubillas kicherte. »Geschäftsmann.«

Ob Geschäftsmann oder Halsabschneider, das war mir egal. Hauptsache, er enttäuschte uns nicht.

Dann fing er an.

Saulus setzte sich auf den Boden und öffnete seinen Karton. Zuerst holte er eine Lehmmasse hervor – jedenfalls nahm ich an, daß es so etwas war – schlug mit beiden Händen so lange dagegen, daß sie einen Klumpen bildete und schaute Henry Onedin fragend an.

Der Alte war jetzt in seinem Element. Von Müdigkeit spürten wir nichts mehr.

Er gab seine Anweisungen. Henry erklärte genau, wie Saulus den

Kopf zu modellieren hatte.

Ich konnte nur staunen. Unter den geschickten Fingern des Mannes entstand ein Schädel, der wirklich echt aussah, so echt sogar, daß man ihn von dem Original kaum unterscheiden konnte. Mit einem kleinen Messer und mit dem langen Fingernagel ritzte er Falten, Furchen und Augenhöhlen ein. Er modellierte einen schmalen Mund, zynisch verzogen, mit lappigen Lippen. Sogar die Augenbrauen machte er nach. Dazu griff er in seinen Karton und holte einige Stoffflusen hervor, die er so anbrachte und zurechtzupfte, daß sie von echten Brauen kaum zu unterscheiden waren.

»Gut?« fragte er und hielt sein Meisterwerk hoch.

»Fantastisch«, erwiderte ich.

Suko nickte.

Dann betrat Sarah das Zimmer. Sie hielt ein Tablett in der Hand. In vier Tassen dampfte heißer Kaffee.

Sarah Onedin hätte uns wirklich keinen größeren Gefallen tun können. Denn auch in mir kroch die Müdigkeit wie schleichendes Gift hoch. Schon allein der Duft ließ das Wasser in meinem Mund zusammenlaufen.

Wir tranken alle.

Sarah Onedin sah wohl, welch einen Gefallen sie uns mit ihrem Kaffee getan hatte und sagte: »Ich koche noch eine Kanne.«

Den Vorschlag nahmen wir dankbar an.

Saulus aber begab sich wieder an die Arbeit, nachdem er die Tasse in einem Zug geleert hatte. Das glühendheiße Zeug schlürfte er hinunter, als hätte er keinen Magen. Vielleicht bestand er aus Blech.

Aus seinem Pappkoffer nahm er einen Blechkasten. Er klappte die beiden Seiten auf, und wir sahen zahlreiche kleine Farbtöpfe und Tiegel.

Jetzt bekam das Gesicht die richtige Farbe.

Auch hier war er ein Meister seines Fachs. Old Henry gab die Anweisungen, und Saulus führte sie exakt aus. Dabei sang er ein schwermütiges Lied, und eine halbe Stunde später – draußen graute längst der Morgen – hatte er auch dies geschafft.

Stolz hielt er den Kopf mit dem nachgebildeten Halsstumpf hoch.

Wir waren begeistert.

»Fehlen nur noch die Haare«, sagte Henry.

Auch da wußte Saulus eine Lösung. Wieder kramte er in seinem Koffer herum und holte eine Perücke hervor. Sie war dunkel, doch durch Puder wurde sie grau. Saulus wußte sich zu helfen. Er klebte sie fest und steckte anschließend noch einen Busch bunter Federn in den Schädel.

Fertig!

»So müßte es gehen«, sagte Henry Onedin. »Wenn Sie ihn tragen,

seien Sie vorsichtig«, bat mich der Alte. »Normalerweise hätten wir den Kopf noch brennen müssen, doch dazu fehlt uns die Zeit. Es muß auch so gehen.«

Ich nickte.

Noch einmal bedankten wir uns bei Saulus Cubillas. Er war wirklich ein Künstler.

Der Mann freute sich. Die Scheine knisterten in seiner Tasche, und er verschwand. Er gab Sarah die Tür in die Hand. Frischer Kaffee duftete.

Ich trank noch zwei Tassen von dem starken Muntermacher. Sarah hatte inzwischen im Krankenhaus angerufen, in das ihr Mann gebracht worden war.

Ray ging es gut.

Wir freuten uns alle.

Sarah Onedin besorgte uns einen kleinen Koffer, in den der Kopf haargenau hineinpaßte.

Ich spürte ein Würgen im Hals, als wir die Treppe hinunterstiegen. Hoffentlich fiel der Magier auf unseren Bluff herein. Wenn nicht, war mein alter Freund Bill Conolly verloren…

***

Bill Conolly wußte nicht, ob es Tag oder Nacht war. Hier schien die Zeit stillzustehen; es gab nicht den Wechsel von Tag und Nacht, den er von der Erde gewohnt war.

Kein Aufhellen, keine Dunkelheit, – alles blieb gleich. Eine schreckliche Monotonie.

Und Bill war auf seinem winzigen Eiland gefangen.

Obwohl er sich von den Fesseln hatte befreien können, waren die Chancen doch nicht größer geworden. Als einzigen Vorteil registrierte er die Bewegung, die er hatte, so daß sein Kreislauf immer in Ordnung blieb.

Der Reporter zermarterte sich das Gehirn, wie er von dieser Felseninsel in einem unbekannten Meer herunterkommen sollte. Schwimmen war nicht drin. Die die Insel umgebende Flüssigkeit konnte man beim besten Willen nicht als Wasser einstufen, sie war dickflüssig wie Quecksilber und sah auch so aus.

Und Quecksilber war giftig…

Hinzu kam noch dieser gefährliche Raubfisch, der in dieser unbekannten See sein Revier hatte. Bill erinnerte sich noch deutlich an die nadelspitzen Reißer, und ihm rann ein Schauer über den Rücken.

Seine Situation war wirklich schlimm.

Aber Bill dachte nicht nur an sich, sondern auch an seine Familie und seine Freunde.

Da war vor allen Dingen das Ultimatum.

Der Reporter wußte, daß es mir gestellt worden war, und er fragte

sich, ob es überhaupt einzuhalten war. Nach menschlichem Ermessen überhaupt nicht. Ein Mann konnte nicht das schaffen, wozu der Magier Sinistro über drei Jahrhunderte gebraucht hatte. Dieser Mann hatte nur einen Tag und eine Nacht Zeit.

Ein Ding der Unmöglichkeit.

Bill Conolly machte sich da auch keine Illusionen. Die erste Euphorie nach seiner Befreiung war verflogen. Der Reporter hatte sich nicht mehr auf den Stuhl gesetzt, sondern hockte auf den Felsen, die von der Hitze noch warm waren.

Seine Blicke schweiften nach vorn, dort, wo der grüne Himmel und das eisenpulvergraue Meer zusammenwuchsen.

Aber auch am Horizont tat sich nichts. Alles blieb ruhig, und die Stille lastete nahezu unerträglich über dem winzigen Felseneiland. Nicht mal das Summen von Mücken unterbrach die Ruhe. Sie zerrte an Bills Nerven.

Hinzu kam die quälende Ungewißheit, das Nichtwissen, wie es weiterging. Wenn Bill Bonolly näher darüber nachdachte, wurde er fast verrückt.

Deshalb durfte er sich damit gar nicht beschäftigen.

Außerdem peinigte ihn der Durst. Man hatte ihm keinen Tropfen Wasser zurückgelassen, so daß sich seine Qual noch vergrößerte. Immer wieder versuchte er zu sprechen. Er redete mit sich selbst und versuchte, wenigstens auf die Weise den Speichelfluß ein wenig in Gang zu halten.

Es half kaum noch.

Bill wünschte sich fast Gesellschaft herbei, denn die Einsamkeit war ebenfalls schlimm. Er wollte mit jemandem reden, auch wenn es seine Gegner waren.

Bill hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als es auch schon geschah.

Die Luft vor ihm begann zu flimmern, ein grüner Schein lag über dem Eiland, und dann nahm dieses Flimmern Konturen an.

Menschliche Konturen…

Sinistro kam.

Bill drehte den Kopf, so daß er den Magier direkt anblicken konnte.

Sinistro hatte auf seine beiden Henker verzichtet. Er hielt sich für stark genug, Bill Conolly allein gegenüberzutreten, und sein hämisches Lachen verspottete den Reporter.

Das Lachen war kaum verklungen, als sich der Magier manifestiert hatte.

Er stand als Kopfloser vor dem Reporter.

Wie immer trug er seinen langen roten Mantel, und wie immer flimmerte über dem Halsstumpf das Oval seines Schädels.

Bill ballte die Hände zu Fäuste. Die Augen hatte er zu schmalen

Sicheln verengt, pfeifend saugte er die Luft ein, und in seiner ersten wilden Wut wollte er sich auf den Magier stürzen, doch Bill beherrschte sich.

Er wollte nichts tun, was er hinterher bereute. Ruhig bleiben, so lautete seine Devise.

Der Magier kam nicht ohne Grund, er wollte sicherlich etwas von ihm, und das sollte er Bill sagen.

Sinistro schwieg auch nicht lange. »Ich habe mit deinen Freunden gesprochen«, sagte er.

»Und?« fragte Bill.

»Die Hälfte des Ultimatums ist fast verstrichen!«

Der Reporter schwieg.

Das wunderte den Magier. Er fragte: »Willst du nicht wissen, was Sinclair geschafft hat?«

»Du wirst es mir ja sagen.«

Lachen. »Ja, ich werde es dir mitteilen. Ich weiß nur nicht, ob es dir gefällt.«

Bill hob die Schultern.

»John Sinclair schafft es nicht!« Sinistro sprach die Worte höhnisch aus, und er freute sich, daß er so etwas sagen konnte.

Bill aber preßte die Lippen zusammen. Er senkte den Blick. An dieser Reaktion erkannte Sinistro, daß es den Reporter doch getroffen hatte. Trotzdem raffte sich mein Freund zu einer Gegenreaktion auf. »Noch hat er Zeit«, erwiderte Bill trotzig.

»Auch in den verbleibenden Stunden packt er es nicht«, sagte der Magier hart.

»Weshalb sind Sie gekommen?«

»Ich will dich auf deinen Tod vorbereiten!«

Da war die Antwort, die Bill Conolly insgeheim befürchtet hatte. Sein Tod stand fest. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann er ihn ereilen würde.

Wie lange hatte er noch zu leben?

Elf Stunden? Zwölf vielleicht?

Als Bill daran dachte, wurde er fast wahnsinnig. Er schüttelte den Kopf. »Ich will, und ich werde nicht sterben!« schrie er Sinistro an. »Was willst du überhaupt? Warum soll dir John Sinclair deinen Kopf besorgen? Was willst du damit?«

»Ich brauche ihn, um meine Macht zu stärken!«

»Bist du nicht mächtig genug?«

»Nein, ich werde nicht anerkannt. Ein Magier ohne Kopf kann im Reich der Finsternis nie eine führende Rolle übernehmen. Ich bin nur ein halber Dämon, irre in den Dimensionen des Schreckens umher und warte darauf, meinen Kopf zu bekommen, damit ich endlich eine führende Rolle übernehmen kann. Der Schwarze Tod hat es mir

versprochen. Wir nennen ihn in unserer Heimat den Majodomo des Satans. Ich habe mich an ihn gewandt mit der Bitte um Unterstützung. Man hat sie mir gewährt, aber der Majodomo des Satans will mich erst weiter unterstützen, wenn ich meinen Schädel wiederhabe. Deshalb ist er nach New York gekommen, er wollte mir Rückendeckung geben. Wir wollten an zwei Orten gleichzeitig zuschlagen, und mein Ziel ist es, den Kopf zurückzubekommen, der mir gehört.«

Bill winkte ab. »Der Schwarze Tod verliert immer mehr an Boden. Irgendwann wird er der große Verlierer sein.«

»Das glaube ich nicht!«

»Doch. Er hat schon zu viele Niederlagen einstecken müssen, und so etwas vergißt Asmodis nicht. Du hast dir einen falschen Verbündeten ausgesucht, Sinistro.«

»Diesmal wird der Schwarze Tod siegen!«

»Nie!«

»Doch, durch deinen Tod, Bill Conolly. Wenn John Sinclair erfährt, daß du nicht mehr am Leben bist, ist er so geschwächt, daß es für uns ein Leichtes sein wird, ihn zu erledigen. Wir haben das Spiel aufgezogen. Die Horror-Cops waren nur ein geschicktes Ablenkungsmanöver, auf das ihr hereingefallen seit. Jetzt erst geht es richtig zur Sache. Sinclair hat sich auf die Polizisten konzentriert, und wir konnten woanders zuschlagen.«

»Und wenn John es fertigbringt, den Kopf herbeizuschaffen?« fragte Bill.

»Glaubst du das?« höhnte der Magier.

Der Reporter nickte.

»Du bist ein Fantast, Conolly. Was ich in dreihundert Jahren nicht erreicht habe, schafft Sinclair in einem Tag und einer Nacht niemals. Denk an meine Worte.«

»Auch wenn er dir den Kopf bringt, du würdest mich trotzdem töten?« Bill kleidete diese Feststellung in eine Frage.

»Natürlich!«

»So halten Dämonen ihr Wort!« knirschte der Reporter.

»Noch bin ich kein Dämon«, erwiderte Sinistro. »Noch nicht. Ich befinde mich in einem Schwebezustand, und ihr sollt das ändern!« Er lachte laut. »Überlege mal, Bill Conolly. Sinclair, der Geisterjäger, wird für unsere Zwecke eingespannt. Ist das nicht herrlich?«

»John wird eure Pläne durchschauen«, sagte Bill.

»Nein, er spielt verrückt und hat nichts anderes im Sinn, als meinen Kopf zu holen. Er ist völlig durcheinander, die Angst um dich nagt in ihm wie eine hungrige Ratte. Die Zeichen für uns stehen sehr, sehr günstig.«

Dieser Magier sprach mit solch einer Sicherheit, daß es Bill kalt den Rücken hinunterlief. Er fragte sich, ob er nicht doch bereits mit

Volldampf die Verliererstraße hinunterrutschte.
»Noch ungefähr zwölf Stunden, Bill Conolly. Zwölf Stunden Galgenfrist. Du kannst jede Minute zählen!!«
Da drehte Bill durch. Die Gefangenschaft, die Verhöhnung, das Verspotten – es war zuviel für ihn. Er war aufgeladen wie ein Akkumulator, und er mußte sich Luft machen.
Bill Conolly hatte all seine Kräfte konzentriert. Plötzlich stieß er sich ab.
Er hechtete aus dem Stand auf den Magier zu, wollte ihn überraschen, und Bills Faust flog vor.
Der Reporter war zu langsam.
Viel zu langsam.
Er befand sich noch im Sprung, als Sinistros Konturen zerflossen. Bills Faust pfiff ins Leere.
Der eigene Schwung katapultierte den Reporter nach vorn. Er fiel auf den Fels, schrammte sich dabei die Ellenbogen auf und rollte nach vorn dem bleigrauen Meer zu.
Plötzlich bekam Bill Angst.
Angst, in die Flüssigkeit zu fallen, Angst vor dem Raubfisch.
Bills gekrümmte Finger glitten über den Fels, versuchten irgendwo Halt zu finden, rutschten ab, griffen wieder zu und packten.
Bill hielt sich fest.
Da hörte er das Zischen.
Hinter ihm klang es auf.
Bill taumelte auf die Füße, zog die Beine an und schaute entsetzt auf seinen rechten Schuh.
Der Absatz hatte sich zum Teil gelöst! Kleine Rauchfäden stiegen jetzt noch von seinem Schuh hoch, und Bill Conolly wußte plötzlich, daß dieses Meer nicht aus Quecksilber bestand, sondern, was noch viel schlimmer war, aus ätzender, alles zerfressender Säure…

***

Der Morgen brachte etwas Frische.
Der Wind kam vom Westen, fuhr in die Straßenschluchten und wirbelte Papier und Abfall hoch. Er spielte mit leeren Konservendosen und ließ sie laut scheppernd über das Pflaster rollen.
In diese Gegend New Yorks fuhr kein Milchwagen, hier verirrte sich kein Gefährt der Straßenreinigung.
Um diese Zeit hatten sich die Straßen geleert. Die Hyänen der Nacht schliefen jetzt, die Frühaufsteher waren noch nicht auf den Beinen, und die Riesenstadt am Hudson holte Atem, um einen neuen Tag zu beginnen.
Zu den Menschen, die auf den Beinen waren, gehörten Suko und ich. Ich trug den Karton unter dem Arm, in dem sich der nachgebildete

Kopf des Magiers befand.
Wir gingen zu unserem Wagen.
Ich mit Blei in den Knochen. Müde und ausgelaugt fühlte ich mich, während Suko noch frischer aussah. Ich hatte zuvor einen Blick in den Spiegel werfen können und war über mich selbst erschrocken.
Dicke Ringe befanden sich unter meinen Augen. Blauschwarz gruben sie sich in die Haut. Meine Augen zeigten einen müden Glanz, und auch der starke Kaffee hatte da nicht geholfen.
Aber ich durfte nicht schlappmachen.
Es ging um Bill, um meinen Freund.
Ich schloß den Wagen auf. Suko schaute mich von der anderen Seite her über das Dach des Honda ernst an. »Wir schaffen es schon, John«, sagte er und versuchte, mir Mut zu machen.
Meine Erwiderung bestand aus einem sparsamen Lächeln. Dann stiegen wir in den Wagen.
Wir wollten wieder in die South Bronx, zu dem Revier, das so ein schreckliches Geheimnis barg. Dort befand sich das Gemälde, und es sollte uns in die andere Dimension bringen, wo ich auch hoffte, meinen Freund Bill Conolly zu finden.
Eine klare Linie lag vor uns.
Eigentlich alles ganz einfach.
Die Frage war nur, ob Sinistro, der Magier, mitspielte? Manchmal glaubte ich nicht daran. Ich hatte immer das Gefühl, dieser Kerl suchte nur eine Gelegenheit, um uns reinzulegen.
Hoffentlich irrte ich mich…
Ich fuhr langsam, was Suko wunderte. »Willst du oder kannst du nicht?« fragte er.
»Halt mal mit Ausschau nach einer Telefonzelle.«
Suko deutete schon nach vom. »Da, auf der anderen Seite!«
Ich fuhr quer über die Straße. Hier herrschte kein Gegenverkehr, doch die Enttäuschung war groß, als wir von Wagen aus den abgerissenen Hörer in der Zelle sahen.
Ich verschluckte nur mühsam einen Fluch.
»Wen willst du eigentlich anrufen?« erkundigte sich der Chinese.
»Laurie Ball. Vielleicht hat sich Sinistro wieder gemeldet. Er wird inzwischen sicherlich erfahren haben, daß sein letztes Opfer nicht mehr existiert.«
»Du befürchtest einen Racheakt?« Suko schaute mich von der Seite her an.
»Ja.«
Weitere fünf Minuten vergingen. In der Zeit sprach niemand von uns ein Wort.
Dann entdeckte ich eine Zelle, die noch nicht zerstört war. Ich ließ den Honda ausrollen und faltete mich aus dem Wagen. Suko blieb

sitzen. Er hatte den Karton mit dem Kopf auf seine Knie gelegt.

Sorgenvoll schaute mir der Chinese nach.

Es war ein noch altmodischer Apparat mit Drehscheibe. Als ich wählte, bemerkte ich, wie sehr meine Finger zitterten. Dieser aufreibende Fall hatte an mir seine Spuren hinterlassen.

Laurie meldete sich sofort. Ihre Stimme klang nervös und etwas überdreht.

»Ich bin's, John!«

»Wie geht es Bill?« fragte Laurie.

»Keine Ahnung, wir haben ihn noch nicht gefunden.«

»John, besteht überhaupt keine Hoffnung mehr?«

»Die Hoffnung soll man bekanntlich nie aufgeben«, wich ich aus. »Aber wir haben eine Spur, eine sehr heiße sogar.«

»Sagst du das nicht nur, um mich zu beruhigen?«

»Nein, Laurie. Aber etwas anderes. Hast du inzwischen mit Sinistro gesprochen?«

»Er hat sich noch nicht wieder gemeldet!«

»Das habe ich befürchtet.«

»Was soll ich machen, John?«

»Weiter warten. Wenn er anruft, versuche ihn hinzuhalten. Sollte er nach mir fragen, so gib ausweichende Antworten. Sage ihm, daß du nicht weißt, wo ich mich befinde.«

»Gut. Und wo willst du jetzt hin?«

»Ich werde mich in das Polizeirevier begeben. Dort hat alles seinen Anfang genommen, und dort laufen auch die Fäden zusammen. Soviel haben wir inzwischen festgestellt.«

»Dann ist es gut.«

Ich verabschiedete mich. Laurie wünschte uns noch viel Glück, und ich hörte die Sorge aus ihrer Stimme. Wenig später saß ich wieder hinter dem Steuer und berichtete Suko, daß sich noch nichts getan hatte.

»War vorauszusehen«, bemerkte mein Partner. »Sinistro hat schließlich alle Weichen gestellt. Jetzt sind wir am Zug.«

Ich startete.

Sinistro! Der Name spukte mir im Kopf herum. Wenn ich daran dachte, daß es in den jenseitigen Reichen eine Unzahl von Dämonen gab, die ich noch nicht kannte, wurde mir ganz schlecht. Nein, darüber durfte man wirklich nicht nachdenken, denn dann verzweifelte man. Ich mußte mich immer nur auf denjenigen Gegner konzentrieren, den ich im Augenblick bekämpfte.

Und das war eben Sinistro.

Ich rechnete damit, daß der Schwarze Tod ausgefallen war. Ich hatte seine Diener mattgesetzt, ihm also abermals eine Niederlage bereitet, und nun konnte ich mich voll auf den Magier konzentrieren.

Ich bog in die schmale Straße ein, in der das Revier lag. Die Lampe über der Tür brannte noch immer.

Die Sonne war bereits aufgegangen. Ihre Strahlen fielen schräg in die Straße ein. Sie erhellten einen Teil und zeigten auch das Eiland, das diesen Bezirk ›auszeichnete‹.

Ich stoppte vor dem Revier.

Die Außentür war nicht versiegelt worden. Da ich den Schlüssel besaß, konnte ich eintreten.

Suko folgte mir. Er trug den Karton. Die Tür schnappte hinter ihm ins Schloß.

Ich brach das bisher unangetastet gebliebene Siegel, schloß die Tür auf, und wir betraten hintereinander den Revierraum. Die Cops hatten noch nicht aufgeräumt. Es sah aus wie auf einem Schlachtfeld.

Wir schauten uns um.

Die Atmosphäre war die gleiche geblieben, man spürte die Nähe des Bösen. Die Tür zum Nebenraum stand einen Spalt offen. Dahinter war es dunkel.

Suko nickte mir zu. »Komm«, sagte er.

Ich überprüfte noch einmal meine Waffen.

Pistole, Dolch, Silberkreuz – es war alles vorhanden. Auch die magische Kreide steckte in meiner Tasche, und Suko war ebenfalls mit einer Beretta und der Dämonenpeitsche ausgerüstet.

Trotz, unserer guten Bewaffnung, hatte ich ein komisches Gefühl. Wir tauchten nicht das erste Mal in eine andere Dimension, vor kurzem noch hatten wir Shao in einem solchen Horrorland gesucht.[4]

Aber so vielfältig und vielschichtig wie die Dimensionen selbst, waren auch die einzelnen Regionen. Keine glich der anderen, und in jeder lauerte ein anderer Schrecken.

Was würde uns bei Sinistro erwarten?

Ich war als erster an der Tür und zog sie auf. Meine Hand glitt hoch und tastete nach rechts, wo sich der Lichtschalter für das Zimmer befand.

Ich legte den Hebel um.

Nichts…

Es blieb dunkel!

Für uns eine Warnung.

Suko hatte die Gefahr ebenfalls bemerkt. Er war hinter mir geblieben.

»Vorsicht«, raunte er.

Ich nickte.

Dann überschritt ich die Schwelle, während Suko die Tür weit öffnete, damit vom Nebenraum aus genügend Helligkeit in das Zimmer fiel.

Wie vom Donner gerührt, blieb ich stehen.

Das Bild war verschwunden!

***

Aus, vorbei. Reingelegt. Diese Worte schossen mir innerhalb von Sekundenbruchteilen durch den Kopf. Sinistro hatte uns auf eine raffinierte Art und Weise genarrt.

»Das gibt es doch nicht«, hörte ich Suko hinter mir flüstern.

Ich lachte. »Und ob. Sieh selbst.« Die bittere Enttäuschung war aus meinen Worten zu hören. Wir hatten uns soviel Mühe gemacht, und nun war alles umsonst.

Der Weg zu Sinistro und damit zu meinem Freund Bill Conolly blieb versperrt.

Jetzt waren nicht wir am Zug, sondern der Magier. Wir mußten auf ihn warten und ihm den ersten Schlag lassen.

Wie ein Ölgötze stand ich im Raum, unfähig, normal zu denken oder zu reagieren.

Dieser Streich war zuviel.

Meine Blicke glitten durch das Zimmer. Wo zuvor das Bild gehangen hatte, erkannten wir jetzt ein helleres Rechteck beim Näherkommen. Ich schaute auch in die Ecken und glaubte plötzlich, dort Bewegungen zu sehen.

Abrupt blieb ich stehen.

»Was ist?« fragte Suko.

»Schau mal in die Ecken hinein«, forderte ich ihn auf. »Merkst du nichts?«

»Moment.« Suko ging einen Schritt nach rechts, um einen besseren Blickwinkel zu besitzen. »Ja, da sind Schatten«, sagte er.

»Genau.«

»Und?«

Dann hörten wir das Lachen. Es klang höhnisch, gemein und triumphierend.

Sofort rutschte meine Hand unter das Jackett.

»Laß die Pistole stecken, Sinclair, sie schreckt mich nicht.«

Ich kannte die Stimme. Schon öfter hatte ich sie gehört. Auch hier in New York, wo ich gegen das Horror-Taxi gekämpft hatte. Der Mann, der in diesem Raum auf uns lauerte, war kein geringerer als unser alter Freund der Spuk.

Ich machte mir keine Gedanken darüber, warum und wieso er plötzlich aufgetaucht war, er würde es mir sicherlich selbst erzählen. Denn der Spuk, Herrscher im Land der Schwarzen Dämonenseelen, war nichts anderes als ein Dämon. Und Dämonen prahlen mit ihren Erfolgen. Sie müssen es, innerer Zwang treibt sie dazu.

Erkennen konnte ich den Spuk nicht. Sein Körper besaß keine festen Umrisse oder Konturen, er war ein gestaltloses Wesen, ein Schatten,

ein Auswuchs der Nacht. Er besaß zwar auch eine andere Gestalt, doch die zeigte er fast nur in seiner Dimension. Da trat er dann als schuppiges widerliches Monster auf, das Angst und Schrecken verbreitete und sich an der Seelenqual der getöteten Dämonen ergötzte.

Ich hielt den Spuk für noch gefährlicher als den Schwarzen Tod. Er war vor allen Dingen listiger und versuchte nur, seinen eigenen Vorteil herauszuholen. Der Spuk war ein Dämon, vor dem man sich höllisch in acht nehmen mußte, sonst war man verloren.

Und nun stand er hier.

»Überrascht, Geisterjäger?« fragte er mich. Seine Stimme klang hohl und dumpf. Sie ließ etwas ahnen von der Weite des Schattenlandes, in dem er herrschte und regierte.

»Ein wenig schon«, gab ich zu.

»Das glaube ich. Aber du hast es dir zu einfach vorgestellt, Sinclair. Du wolltest in die andere Dimension tauchen und somit deinen Freund Bill Conolly herauspauken. Nein, das ist nicht drin. Ich habe schon zu oft erlebt, daß gerade du die unmöglichsten Dinge vollbracht hast. Und deshalb mußte ich eingreifen. Es war sozusagen meine Pflicht, einem der Brüder zu helfen, nachdem der Schwarze Tod sich schmählich zurückgezogen hat.«

»Was willst du?« fragte ich ihn.

»Gar nichts, nur zuschauen und vielleicht ein paar klärende Worte sprechen.«

»Inwiefern?«

»Das, Sinclair, wirst du noch früh genug merken, glaube mir. Ich freue mich schon auf deine Begegnung mit Sinistro. Übrigens, was trägt der Chinese dort unter seinem Arm?«

»Es ist ein Geschenk für Sinistro«, erwiderte Suko.

Der Spuk lachte. »Etwa sein Kopf?«

»Genau!«

In der Ecke sah ich eine huschende Bewegung. Wahrscheinlich hatte der Spuk jetzt seine Stellung verändert. »Der Kopf!« lachte er. »Sein Kopf, nicht wahr?«

Mir schwante Übles. Trotzdem antwortete ich: »Ja, es ist sein Kopf, wie du schon bemerktest.«

»Das stimmt nicht!« Peitschend wie ein Gewehrschuß schwang die Antwort durch den Raum.

»Und weshalb stimmt das nicht?« lautete meine Gegenfrage.

»Weil sich Sinistros Kopf in meiner Obhut befindet!«

***

Die Antwort war ein Tiefschlag. Viel hätte wirklich nicht gefehlt, und ich wäre in die Knie gegangen. Ich merkte, wie mir das Blut aus dem

Gesicht wich und ich kalkweiß wurde. Mit jeder Antwort hatte ich gerechnet, damit nicht.

Der Spuk freute sich diebisch, daß er uns eins ausgewischt hatte. Ich hätte an seiner Stelle auch so triumphiert, denn sein Pfand war wirklich mehr als Gold wert.

»Da staunst du, nicht wahr?«

Ich mußte zweimal ansetzen, bevor ich weitersprechen konnte. »Darf man fragen, wieso dieser Kopf zu dir kommt?«

»Natürlich. Als man Sinistro köpfte, sollte seine Seele normalerweise in mein Reich eingehen. Doch er hatte sich mit dem Schwarzen Tod verbündet und somit einen starken Partner auf seiner Seite. Diese Seele war mir also entrissen worden. Was mir wiederum überhaupt nicht gefiel, wie du dir vorstellen kannst. Ich beschloß, mich zu rächen. Nicht sofort, sondern irgendwann, in Jahren, Jahrzehnten oder Jahrhunderten. Denn ich habe Zeit. Irgend jemand fand den Schädel und brachte ihn nach New York, wo es für mich ein leichtes war, ihn in die Finger zu bekommen. Ich besitze ihn schon seit einiger Zeit, während die meisten glauben, der Kopf des Magiers läge noch irgendwo herum. Daran stimmt kein Wort. Ich habe ihn.«

»Okay«, sagte ich. »Soweit habe ich alles verstanden. Ich frage mich nur, was du mit dem Kopf anstellen willst? Ihn zurückgeben, damit Sinistro dein Diener wird?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Etwas anderes ist mir viel wichtiger. Ich bin darauf erpicht, daß du, Sinclair, und auch deine Freunde vernichtet werden. Und den Schädel des Magiers halte ich bei mir. Er ist gewissermaßen mein As in der Hinterhand, das ich zu gegebener Zeit einsetzen kann.«

Mit so etwas ähnlichem hatte ich gerechnet. Dieser Dämon hatte ein ganz raffiniertes Spiel aufgezogen, in das er jederzeit als Joker einsteigen konnte.

Und wir waren machtlos.

Mit meinen Waffen konnte ich den Spuk leider nicht besiegen. Er war zu mächtig, aber ich mußte ihn aus dem Poker um Bill Conollys Leben heraushalten.

Fragte sich nur – wie?

Das schien auch der Spuk zu merken. Er sagte: »Die Trümpfe, Geisterjäger, liegen bei mir, du kannst nur anreizen. Stechen werde ich.«

»Abwarten!«

»Immer noch optimistisch?« fragte er.

»Warum nicht? Noch lebe ich.«

»Kann auch sein, daß du sogar überlebst. Aber dein Freund Conolly nicht!«

Ich knirschte mit den Zähnen. Diesen Bestien würde es nichts

ausmachen, sich an Bill zu vergreifen. Wenn ich nicht höllisch achtgab, war Bill tatsächlich verloren.

Ich wechselte das Thema. »Wo befindet sich Sinistro?«

»Ganz in der Nähe«, lautete die Antwort. »Unter dir gewissermaßen, in seinem Versteck. Ich habe ihm gesagt, daß er dort auf dich warten soll.«

»Weiß er, daß du seinen Kopf besitzt?« Mein Herz klopfte, als ich die Frage stellte.

»Nein, er weiß es nicht. Das soll eine gelungene Überraschung für ihn werden. Einen kleinen Spaß wirst du mir doch auch noch gönnen. Ich werde es ihm schon früh genug sagen.«

Das glaubte ich dem Spuk unbesehen. Ich schielte nach unten. Der Einstieg war noch immer vorhanden. Man hatte die Steinplatte nicht wieder darübergeschoben. Wir konnten also jederzeit in den Keller springen.

Das heißt, wir konnten nicht nur, wir mußten es. Es sei denn, Sinistro würde selbst auftauchen.

Ich warf Suko einen raschen Blick zu. Mein Partner machte ein Gesicht, als wollte er den Karton, den er unterm Arm geklemmt hielt, einfach wegwerfen.

»Laß es!« zischte ich.

Suko grinste.

Der Spuk mischte sich wieder ein. »Nun, Sinclair, was ist los? Wie hast du dich entschieden?«

»Ich lasse alles an mich herankommen«, erwiderte ich leichthin.

»Bist du arrogant oder naiv?«

»Die Entscheidung überlasse ich dir.«

Suko verstand mich auch nicht. »Mach nur keinen Fehler«, warnte er mich mit leiser Stimme.

»Keine Bange!«

»Steigt hinunter«, sagte der Spuk. »Sinistro wartet bereits auf euch.«

»Mit Bill Conolly?« fragte ich.

»Du wirst es sehen.«

Die Antwort war raffiniert. Der Spuk ließ uns im unklaren. Er wollte schließlich triumphieren, und ich tat, als würde ich mich in mein Schicksal ergeben.

»Okay«, sagte ich lahm. »Wir werden wieder in das Gewölbe zurückgehen.«

»Fein.« Der Dämon lächelte. »Es steht sogar eine Leiter bereit. Ich wollte nicht, daß ihr euch die Knochen brecht.«

»Wie großzügig.«

Ich gab Suko ein Handzeichen und schritt vor. Der Chinese verstand meine Reaktion nicht. Wahrscheinlich war ich ihm nicht hart genug, aber ich konnte ihm nicht gut im Beisein des Spuks meinen Plan

offenlegen.

Als ich dem gestaltlosen Dämon meinen Rücken zudrehte, knöpfte ich von ihm unbeobachtet mein Hemd auf.

Das silberne Kreuz hing vor meiner Brust.

Es war zwar kein Allheilmittel, das möchte ich noch einmal betonen, doch in gewissen Situationen hat es mir schon sehr gute Dienste geleistet.

Suko behielt weiterhin den Karton.

Ich trat bis dicht an den Rand und schaute in den Schacht. Dort schimmerte in der Tat das Metall einer Aluminiumleiter. Woher der Spuk sie hatte, war mir egal. Hauptsache, ich konnte nach unten klettern.

Behutsam setzte ich meinen Fuß auf die erste Sprosse. Dann drehte ich mich um und stieg rücklings die Leiter hinunter. Den Blick hielt ich dabei nach oben gerichtet, wo Suko jetzt am Rand der Luke auftauchte und sich ebenfalls daranmachte, nach unten zu klettern.

Den Spuk sah ich nicht. Ich wußte aber, daß er im entscheidenden Moment da sein würde.

Dann kam es darauf an, daß ich schnell und vor allen Dingen richtig reagierte.

Die Spannung wuchs…

Noch drei Stufen, und ich hatte die Leiter hinter mir. Suko mußte bei seiner Kletterei mehr achtgeben, da er noch den Karton unter seinem Arm trug.

Ich erwartete meinen Partner.

Wenig später standen wir nebeneinander.

»Willst du den Kopf nehmen?« fragte Suko.

»Nein, nein, behalte ihn.«

»Sag mir endlich, was du vorhast!« flüsterte er.

»Feind hört mit.« Ich drehte mich bei diesen Worten um und tauchte in den Gang ein.

Der Weg zum Gewölbe war nicht zu verfehlen. Roter Lichtschein fiel unter einer Türritze hervor.

Man erwartete uns.

Ich zählte die Schritte bis zur Tür. Den Grund konnte ich selbst nicht sagen, wahrscheinlich wollte ich mich ablenken.

Die Klinke fühlte sich eiskalt an. Mit einem Ruck zog ich die Kellertür auf.

Ein großer Schritt brachte mich über die Schwelle.

Dann sah ich Sinistro!

Er stand mitten im Raum, neben dem Pfahl. Und er sah aus wie der große Sieger. Beide Arme hatte er ausgebreitet und fragte, als er mich erblickte: »Bist du gekommen, um deine Niederlage einzugestehen, John Sinclair?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Sondern?«

Ich zögerte mit der Antwort. Von Suko wußte ich ja, wie es in dem Gewölbe aussah. Trotzdem lief mir ein Schauer über den Rücken, als ich die beiden Köpfe in den kleinen Kästen sah. Sie gehörten den Henkern, die noch lebten. Mein Blick glitt an Sinistro und auch an dem Richtklotz vorbei. Ich suchte die Helfer des Magiers, sah jedoch nichts von ihnen. Wahrscheinlich gaben sie in einer anderen Dimension auf Bill Conolly acht.

»Ich warte noch immer auf eine Antwort«, sagte der Magier. Er sah schaurig aus, ohne Kopf und nur mit dem flimmernden Oval über dem Halsstumpf. Ich konnte verstehen, daß er seinen Schädel gern wiedergehabt hätte.

Ich drehte mich halb und zeigte auf meinen Partner Suko. »Wir beide möchten dir einen Tausch anbieten, Sinistro. Deinen Kopf gegen das Leben meines Freundes!«

Jetzt war es heraus, und meine Worte erzielten eine überraschende Wirkung.

Der Magier wankte zurück. Seine Hände fielen nach unten. Mit allem hatte er gerechnet, nur damit nicht.

Sekundenlang sprach niemand ein Wort. Dann sagte Sinistro: »Ihr habt, ihr habt…«

»Ja, wir haben deinen Schädel.«

»Aber ich brauchte Hunderte von Jahren…«

Lässig hob ich beide Schultern. »Du vielleicht, Sinistro. Wir aber haben es innerhalb der Zeitspanne geschafft.«

»Zeig ihn her!«

Ich gab Suko einen Wink. Er verstand und öffnete bedächtig den viereckigen Karton.

Sinistro konnte sich nicht mehr beherrschen. Er kam einen Schritt näher. Wie oft hatte er davon geträumt.

Und nun sah er seinen Kopf.

»Wo – wo habt ihr ihn gefunden?« hechelte er.

Zwei Klappen hatte Suko bereits hochgestellt. Seine Finger tasteten nach der dritten.

»Stopp!« rief ich.

Obwohl wir es vorher nicht abgesprochen hatten, reagierte der Chinese blendend. Sein rechter Arm sank nach unten.

»Was ist? Warum macht ihr nicht weiter?« dröhnte die Stimme des kopflosen Magiers aus dem flimmernden Oval.

Ich antwortete mit einer Gegenfrage. »Was ist mit meinem Freund Bill Conolly?«

Sinistro zögerte.

Da sah ich aus den Augenwinkeln links von mir einen Schatten. Der

Spuk war da. Ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, wo es mir überhaupt nicht paßte.

Und schon peitschte seine Stimme. »Moment, Sinistro. Sinclair und dieser Chinese…«

Ich hörte nicht zu, was er weiter sagte. Ich wußte nur, daß der Bluff jetzt platzte, wenn ich nicht…

Ich überlegte nicht mehr lange, sondern setzte alles auf eine Karte…

***

Bill Conolly wartete weiter. Minute auf Minute verrann. Jede wurde für ihn zu einer kleinen Ewigkeit.

Seinen rechten Schuh hatte er ausgezogen und den Absatz kopfschüttelnd betrachtet.

Die Säure hatte ihn tatsächlich regelrecht zerfressen.

Wenn sie Leder so schnell zerstörte, wie rasch mußte es erst bei Menschenhaut gehen?

Bill war nur froh, nicht in diese See hineingesprungen zu sein. Von ihm wäre vielleicht nicht einmal ein Skelett übriggeblieben.

So aber war er noch am Leben!

Mehr jedoch nicht.

Immer wieder schaute er auf den Stuhl und auf die Stricke, die er auf die Sitzfläche gelegt hatte. Schließlich ging er hin, packte einen der Stricke und schleuderte ihn in das bleigraue Meer.

Der Strick wurde zerfressen.

Bill hatte nichts anderes erwartet. Als er sich umdrehte, bekam er einen Schreck.

Vor ihm standen die roten Henker.

Sie hielten schwere Äxte in den Händen. Bill Conolly jagte eine Gänsehaut über den Rücken. Unwillkürlich nahm er eine abwehrende Haltung ein, denn er rechnete fest damit, daß die Henker gekommen waren, um ihn zu töten.

Doch sie taten nichts. Wie zwei Denkmäler blieben sie neben dem Lehnstuhl stehen.

Verzögerten sie die Hinrichtung? Wollten sie ihn bewußt quälen? Aber Bill entschloß sich, es ihnen nicht leicht zu machen. Er würde sich wehren bis zum letzten Atemzug.

Hinter ihm vernahm er ein Blubbern und Platschen. Er drehte sich um und sah den Monsterfisch aus dem Wasser tauchen. Weit riß er sein Maul auf und ließ Bill die nadelspitzen Zähne sehen. Auch eine Demonstration, die man sich hätte sparen können, denn der Reporter hatte nicht vor, in diese unheimliche See zu springen.

Die Henker schwiegen. Der Stoff ihrer Kapuzen lag auf den Schultern. Hinter den Augenschlitzen sah Bill Conolly nichts, so sehr er sich auch anstrengte.

Aber wo blieb Sinistro? Wollte er nicht dabeisein, wenn sein Gegner starb? Bill Conolly hielt es nicht mehr aus. »He«, sprach er die beiden an. »Was ist nun? Warum steht ihr hier herum wie die Ölgötzen. Wenn ihr mich umbringen wollt, dann tut es doch, verdammt. Los, macht es!« schrie der Reporter.

Die Henker rührten sich nicht.

Scharf atmete Bill ein und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Diese Ungewißheit hielt er nicht mehr länger aus. Wenn die Henker nichts taten, dann wollte er sie angreifen.

Bill Conolly war bereit, in der nächsten Sekunde loszuspringen.

Da schritten die beiden Maskierten vor.

Bill Conolly rechnete fest damit, daß nun sein letztes Stündlein geschlagen hatte. Aber wehrlos wollte er sich beileibe nicht fertigmachen lassen.

Er stellte sich so hin, daß er einen einigermaßen festen Stand besaß. Die Arme hielt er leicht angewinkelt, die Hände zu Fäusten geballt.

Die Kapuzenträger hatten die Arme mit ihren mörderischen Waffen noch nicht erhoben. Nach wie vor hingen sie locker an den rechten Seiten ihrer muskelgestählten Körper herab.

Sie passierten den Stuhl.

Der Mann rechts neben Bill ging etwas schneller. Er streckte seinen linken Arm aus, um den Reporter zu packen.

Doch Bill Conolly war schneller.

Blitzschnell tauchte er unter diesen Griff hinweg, packte selbst mit beiden Händen das Gelenk des Kopflosen, bückte sich, drehte sich dabei, und dann flog der Henker über seine Schulter hinweg, knallte dort auf das Gestein, wo es leicht abschüssig wurde, und rollte in die bleigraue See.

Dort aber lauerte das Monster…

Es war kein Schrei zu vernehmen, kein Ruf nach Hilfe, als das Monster sich auf den Kopflosen stürzte. Noch einmal riß dieses Tier sein gewaltiges Maul auf.

Dann schnappten die Zähne zu.

Bill hörte es knirschen und knacken – er schaute gar nicht erst hin. Der Maskierte starb, ohne einen Laut von sich zu geben.

Blieb noch der zweite.

Und der kam.

Bill rechnete damit, daß er die gefährliche Axt heben würde, um ihn zu köpfen, doch er sah sich getäuscht. Der Kopflose machte keine Anstalten, so etwas überhaupt in Betracht zu ziehen.

Bill lachte. »Komm nur!« rief er, »los, du Winzling, ich werde dich das Fürchten schon lehren.«

Der Kapuzenträger stampfte heran.

Plötzlich geschah es.

Bill Conolly glaubte, sein Körper würde in Stücke gerissen. Unsichtbare Hände zerrten und zurrten an ihm. Bill schrie, die Welt vor ihm drehte sich, wurde zu einem einzigen furiosen Wirbel, der rasende, farbige Kreise produzierte, Bill packte, hochzog und hineintauchte in eine absolute Schwärze.

Dann wußte der Reporter nichts mehr…

***

Mit einem Ruck streifte ich die Kette über meinen Kopf, hielt das silberne Kreuz in der Hand und schleuderte es dorthin, wo sich der Spuk befand.

Ein gräßlicher Schrei, ein Stöhnen, ein Fluch.

Der Spuk heulte auf.

Das geweihte silberne Kreuz konnte ihn zwar nicht vernichten, aber es würde ihn schwächen. Ich hoffte, so stark, daß er nicht mehr eingreifen konnte.

Und ich hatte Glück.

Der Spuk wimmerte.

Jetzt stand nur noch ein Gegner vor mir.

Sinistro hatte meine überraschende Attacke wohl mitbekommen, aber er reagierte nicht. Höchstwahrscheinlich stand er noch zu sehr unter dem Schock des eben Erlebten. Daß wir seinen Kopf gefunden hatten, das packte er wohl nicht.

Und auch Suko staunte. Ich hatte ihm nichts von meinem verzweifelten Plan mitgeteilt, doch als mein flüchtiger Blick ihn streifte, sah ich das Grinsen auf seinem Gesicht.

Der Chinese war okay.

Breitbeinig blieb ich stehen. Von dem Spuk drohte mir vorerst keine Gefahr mehr. Das Silber bannte ihn, es hielt ihn praktisch in einer magischen Fessel.

Doch Sinistro hatte Verdacht geschöpft. »Das war der Spuk, nicht wahr?«

»Ja.«

»Was hast du mit ihm gemacht?« drang mir seine Stimme aus dem Oval entgegen.

»Nichts.«

Sinistro lachte. »Dein Spiel ist schmutzig, Sinclair. Du willst mich reinlegen.«

Ich schüttelte den Kopf. Himmel, was schwitzte ich. Als kalte Schicht lag mir der Schweiß auf meinem Körper. Nun stellte ich fest, daß auch ich Nerven besaß.

»Nicht ich habe dich reinlegen wollen, du wolltest uns eine Falle stellen.« Ich drehte den Spieß nur um. »Warst du es nicht, der den Spuk hat herkommen lassen?«

»Nein, ich…«

»Rede nicht!« Ich spielte den Wütenden und zeigte auf Suko. »Wir werden ihm seinen Kopf nicht zurückgeben. Er hat ein falsches Spiel getrieben, und ich lasse mich nicht gern reinlegen. Ich dachte immer, er wäre scharf auf seinen Kopf und wollte ihn unter allen Umständen zurückhaben, doch wie mir scheint, ist das nicht so. Komm, wir gehen wieder.«

»Nein, bleibt hier!«

Ich hatte mich bereits halb gedreht. »Und warum sollen wir noch mit dir verhandeln?«

»Denk an Bill Conolly!«

Da hatte er recht. An meinen Freund dachte ich die ganze Zeit über. Ich fieberte innerlich, aber das konnte und wollte ich vor Sinistro nicht zugeben.

»Du hast ihn gar nicht gefangen«, sagte ich leichthin. »Oder wenn doch, dann ist er dir sicherlich entkommen.«

»Nein!« heulte Sinistro. »Er befindet sich in meiner Gewalt!«

»Hol ihn doch her!« erwiderte ich. »Wenn er vor mir steht, bekommst du deinen Schädel!«

Sinistro zögerte mit der Antwort. Für einige Sekunden wuchs die Spannung ins Unerträgliche. Dann sagte der Magier: »Gut, Sinclair, ich werde deinen Freund herholen…«

Auf einmal geschah etwas, womit keiner von uns gerechnet hatte. Die Scheibe des mittleren Kastens, in dem der Kopf mit den schwarzen Haaren stand, zersplitterte. Die Scherben regneten zu Boden, der Kopf in dem Kasten bewegte sich, bekam das Übergewicht und fiel nach vorn.

Mit einem dumpfen Laut klatschte er auf.

Alle Blicke richteten sich auf den Schädel. Auch das Oval des Magiers bewegte sich in diese Richtung.

Sinistro stieß einen gellenden Schrei aus.

Auch Suko und mir war das nicht geheuer, was sich vor unseren Augen abspielte. Der Schädel trocknete aus.

Er lag auf dem Boden, die Haut wurde grau und fahl, die Augen brachen, und der Kopf schrumpfte immer mehr zusammen. Er wurde zu einem Schrumpfschädel. Die Lippen spannten sich, Haut riß, und die Haare fielen aus.

»Tot!« keuchte der Magier, »er ist tot!«

Mir war klar, daß er damit nicht Bill Conolly meinte. Aber ich wollte den Reporter bei mir haben.

Und zwar gesund…

»Hol ihn!« brüllte ich Sinistro an.

Da sprang Sinistro vor.

Ich zog meine Beretta, doch der Magier wollte nicht uns angreifen,

sein Ziel war der Pfahl.
Er umklammerte ihn, schrie eine magische Beschwörung, und im nächsten Augenblick strahlte der Totenschädel auf der Spitze des Pfahls hell auf.
Dann explodierte die Welt für uns in einer flammenden, grellen Lichtkaskade…

***

Für einen winzigen Augenblick hatte ich das Gefühl, Mittelpunkt eines Weltuntergangs zu sein, dann aber war ich wieder voll da. Die Lichtkaskaden, die uns eingehüllt hatten, verschwanden von einem Augenblick zum anderen. Der kalte Hauch aus einer jenseitigen, gefährlichen Welt streifte nicht mehr mein Gesicht, und um uns herum war wieder alles normal.
Ich hatte unwillkürlich die Augen geschlossen.
Jetzt öffnete ich sie wieder.
Alles war wie vorher.
Nein, doch nicht.
Etwas hatte sich verändert.
Bill Conolly war zurückgekehrt. Aus einer anderen Dimension.
Ich wollte schon aufatmen, doch da packte mich die Panik.
Bill war nicht allein.
Einer der Henker hatte ihn aus der Dimension des Schreckens begleitet. Und er stand über ihm.
Mit seiner Axt!
Ich schloß für Sekunden die Augen, weil ich das schreckliche Bild nicht sehen wollte. Suko, der dicht neben mir stand, stieß scharf die Luft aus.
Bills Kopf lag in der Mulde des Richtklotzes. Und sein Henker stand ebenfalls schon bereit. Ich nahm an, daß es derjenige war, zu dem der letzte Kopf gehörte. Dieser kahle Schädel, der noch in dem Kasten stand.
Bill rührte sich nicht. Ich schätzte, daß er bewußtlos war. Seine Arme hingen links und rechts des Richtklotzes nach unten. Die Hände waren nach innen verdreht und berührten den kalten Steinboden des unheimlichen Gewölbes.
Sinistro aber fühlte sich wie der große Sieger. »Da hast du deinen Freund, John Sinclair! Zufrieden?«
»Nein! Ich frage mich, was dieser Henker noch bei ihm soll?«
Sinistro lachte. »Eine reine Vorsichtsmaßnahme. Ich traue euch nämlich nicht.«
»Wieso? Wir haben deinen Kopf!«
»Noch habe ich ihn nicht gesehen.«
»Glaubst du mir nicht?«

Sinistro hob die Schultern.

Verständlich, daß er mehr als mißtrauisch war. Ich betete nur, daß er auf meinen Bluff hereinfiel und daß Bill nichts geschah. Es war ein grauenhaftes Bild.

Der Henker mit der dunkelroten Kapuze stand breitbeinig über meinem Freund. Die Axt hielt er mit beiden Fäusten umklammert. Es waren kräftige Hände, bei denen die Knöchel hart und spitz hervortraten. Er stand dort wie eine Statue, aber ich war sicher, daß er auf einen Befehl hin sofort reagieren würde.

Ein Schlag mit der Axt und…

Nein, alles durfte geschehen, nur das nicht.

Ich ging einen Schritt vor, der mich näher an diesen verdammten Pfahl brachte und somit auch näher an Bill Conolly.

Suko blieb, wo er war. Mit beiden Händen hielt er seinen Karton. Zwei der vier Klappen waren geöffnet. Sie zeigten zur Seite.

»Gib mir den Kopf!« forderte Sinistro.

»Nein!« Ich deutete auf Bill und den Henker. »Schick erst deinen Leibwächter fort!«

Darauf ließ sich Sinistro nicht ein. »Er wird gehen, doch nur, wenn ich meinen Kopf in der Hand halte.«

Wir führten einen makabren Dialog, und es war ein reines Nervenspiel, das wir trieben.

Wer bluffte am besten?

Dann durfte ich auch den Spuk nicht vergessen. Er lag links von mir. Auf seinem Körper glitzerte mein silbernes Kreuz. Es hatte den Spuk gebannt. Vergeblich versuchte er sich zu befreien. Er schaffte es nicht, den silbernen Talisman wegzustoßen.

Für mich war das sowieso ein Phänomen, das ich nicht begriff. Der Spuk – eigentlich gestaltlos – konnte sich nicht aus der weißmagischen Kraft befreien. Und in meinem Gehirn zuckte für einen Moment der Gedanke auf, ob ich den Spuk nicht jetzt erledigen konnte. Zusammen mit Sinistro.

»Ich warte nich länger!« Die Stimme des Magiers unterbrach meine Gedanken.

Konnte ich es riskieren? Konnte ich ihm den Schädel überreichen, auch wenn Bill weiterhin so liegenblieb?

Ich schaute Suko an.

Der Chinese nickte unmerklich. Auch ihm war klar geworden, daß wir unsere Karten ausgereizt hatten. In den nächsten Minuten kam es darauf an, wer schneller war.

»Okay«, erwiderte ich. »Gib ihm seinen Schädel zurück, Suko!«

Nun war es heraus. Es gab kein Zurück mehr. Die nächsten Minuten würden alles entscheiden.

Die Spannung wuchs.

Der Spuk versuchte sich zu artikulieren. Doch er bekam keinen anständigen Satz heraus. Er lallte irgend etwas, trotzdem wurde Sinistro aufmerksam. Er merkte, daß etwas faul war.

»Nimm das Kreuz weg!« forderte er.

Suko hatte inzwischen die beiden anderen Hälften des Kartons angehoben. Mit einem Handzeichen forderte ich ihn auf, zu stoppen.

»Das Kreuz bleibt!« sagte ich.

Das flimmernde Oval schaute mich an. Sinistro überlegte. Er schien einzusehen, daß ich zu keinem weiteren Kompromiß mehr bereit war. Er war auch nicht auf meine Forderung wegen Bill Conolly eingegangen. Außerdem war er mehr als gierig. Über dreihundert Jahre hatte er auf seinen Schädel gewartet.

Jetzt wollte er ihn haben!

»Es ist gut«, sagte er.

Ich atmete auf. Das war verflixt knapp gewesen.

Suko stellte den Karton ab. Er brauchte beide Hände, um den Kopf hervorzuholen.

Ich schaute gebannt zu.

Auch Sinistro hatte sein flimmerndes Gesicht so gedreht, daß er mitsehen konnte.

Suko machte es spannend. Er tauchte beide Hände in den Karton und umklammerte den Schädel.

»Hol ihn raus!« keuchte Sinistro. »Mach schon!« Er konnte es kaum erwarten.

Suko behielt die Nerven. »Langsam, langsam«, sagte er. »Ich hasse es, wenn man mich treibt!«

»Willst du den Reporter in den Tod schicken?« kreischte Sinistro.

Ich schaute den Magier an. »Untersteh dich!« zischte ich.

Dann hob Suko den Kopf hervor. Er hielt ihn so behutsam umfaßt, als hätte er Angst, ihn zerbrechen zu können. Suko war die Ruhe selbst. Seine Finger zitterten nicht. Er hatte sich ungeheuer in der Gewalt.

Schließlich hielt er den Kopf hoch.

Sekunden vertickten.

Wir starrten auf den Schädel. Gebannt und lauernd zugleich. Würde der Bluff klappen?

Ein unartikulierter Laut drang aus dem flimmernden Oval. Es war eine Mischung zwischen Keuchen, Stöhnen und einem Triumphschrei.

Ich riskierte es. »Ist er das, oder ist er das nicht?«

»Ja!« schrie der Magier. »Er ist es, es ist mein Schädel!«

Bisher zeigte die Rückfront nur auf ihn. Jetzt drehte Suko ihn langsam herum und präsentierte Sinistro sein eigenes Gesicht.

Der Magier streckte seine Hände aus. Es kam mir vor wie eine flehende Geste. »Gib ihn her. Los, gib ihn!«

»Moment noch!« Ich hob den Arm. »Was ist mit Bill Conolly?«

»Erst den Schädel!«
Die Situation spitzte sich wieder zu. Spätestens wenn sich Sinistro seinen Kopf näher anschaute, dann mußte er erkennen, daß wir ihn geblufft hatten.
Trotzdem – mir blieb keine andere Wahl. Ich nickte dem Chinesen zu. »Reich ihn rüber!«
Suko schritt vor.
Auch Sinistro bewegte sich.
Die beiden ungleichen Personen gingen aufeinander zu. Ich hatte nur Augen für Suko und Sinistro, auf den Spuk achtete in diesen Augenblicken niemand.
Er kämpfte noch verzweifelt gegen die weißmagische Kraft des Silbers an. Und er schaffte es, sich von dem Amulett zu lösen. Ich hörte ein puffendes Geräusch, und im nächsten Augenblick wischte ein Schatten durch den Keller.
Das geschah in dem Moment, als Sinistro nach seinem Schädel griff. Mit beiden Händen faßte er zu, umklammerte den Kopf, riß ihn von Suko weg und drückte ihn an sich.
Ich zog meine Beretta.
Dann dröhnte die Stimme des Spuks. »Es ist der falsche Kopf!« schrie er. »Man hat dich reingelegt, Sinistro! Töte Conolly!«

***

Sinistro, der Magier, war so überrascht, daß er zuerst gar nicht reagieren konnte. Er schaute hoch zur Decke, sah die schattenhafte Gestalt des Spuks hin und herfließen und brüllte in wahnsinniger Wut auf.
Da war ich schon unterwegs.
Mit einem gewaltigen Sprung hechtete ich an dem Pfahl vorbei, so daß ich in die Nähe des Henkers gelangte.
»Schlag zu!« Sinistro kreischte den Befehl, und der Henker handelte sofort.
Seine Axt fuhr nach unten. Wuchtig und absolut tödlich senste sie auf Bills Hals zu.
Meine Handkante fegte hoch.
Ich hatte alle Wucht in diesen Schlag gelegt, und er wurde von dem Gewicht der Beretta noch verstärkt.
Zwei Arme kollidierten miteinander.
Ich hatte dabei das Gefühl, mein Arm würde mir dicht über dem Gelenk abgerissen. Ein ungeheurer Schmerz zog hoch bis zur Schulter. Unwillkürlich schrie ich auf, denn ich hatte zusätzlich noch Angst, daß die Schneide der Axt meinen Freund treffen würde.
Das Glück stand auf unserer Seite.
Die Waffe wurde abgelenkt. Sie traf nicht Bills Nacken, sondern

rasierte dicht an seinem Kopf vorbei. Schräg fetzte sie in den hölzernen Klotz und riß dort einen langen Splitter aus dem Holz.

Bill war gerettet.

Vorerst.

Der Kampf jedoch war noch längst nicht entschieden.

Durch die Kollisionswucht war mir die Beretta aus der Hand geprellt worden. Sie lag zwar nicht weit von mir entfernt auf dem Boden, doch zu weit, um sie gefahrlos an mich reißen zu können. Der Henker würde mit seiner Axt immer schneller sein und mich um einen Kopf kürzer machen. Das Bedürfnis hatte ich nun gar nicht.

Ich sprang nach rechts, schleuderte gleichzeitig meinen Fuß hoch und traf den Kapuzenträger etwa in der Körpermitte. Der Stoß war wuchtig, und der Kopflose wurde auch zur Seite geschleudert und damit weg von meinem Freund Bill.

Ich setzte nach. Beide Fäuste hatte ich zusammengelegt und rammte sie nach vorn.

Es klatschte, als sie die breite Brust des Henkers trafen. Der Kapuzenträger prallte gegen die Wand.

Dann ließ mich Sukos Schrei herumfahren.

Sinistro drehte durch.

Er hielt seinen Kopf – oder vielmehr die Nachbildung – fest umklammert, hob aber jetzt beide Arme und klatschte seinen eigenen Schädel gegen die Wand.

Voller Wut und Haß.

Die Nachbildung wurde von der Aufprallwucht deformiert und erinnerte an einen farbigen Rugbyball, als er auf den Boden prallte. Ich wollte an Sinistro ran, doch zwischen uns schob sich der Spuk.

Er attakierte Suko.

Mein Partner hatte zwar seine Dämonenpeitsche ausgerollt und schlug auch damit zu, doch die magischen Riemen pfiffen durch die Gestalt des Spuks.

Die Peitsche war völlig wirkungslos.

Der Spuk würde Sieger bleiben.

Ich handelte reflexartig. Mit zwei gewaltigen Sätzen hatte ich die Stelle erreicht, wo mein Kreuz lag. Hastig nahm ich es an mich, faßte dann nach der silbernen dünnen Kette und schleuderte den geweihten Talisman in die Richtung des gefährlichen Dämons, ohne die Kette loszulassen.

Wo Gut und Böse aufeinanderprallten, blitzte es auf.

Der Spuk fluchte.

Er ließ von Suko ab und kreiselte herum.

Genau in meinen nächsten Schlag.

Wieder wurde er geschwächt, doch er war noch so stark, um sich von einem Augenblick zum anderen aufzulösen.

Die Ratte verließ das sinkende Schiff.

Da hörte ich hinter mir die Schritte.

»Johnnnn!« schrie Suko.

Ich warf mich zu Boden.

Noch als ich mich im Fallen zusammenkrümmte, hörte ich das Pfeifen, als die Axt die Luft durchnitt. Dann gab es einen dumpfen Schlag, und die Schneide fuhr in das Holz des Pfahls. Sie hatte soviel Wucht, daß der Pfahl geknickt wurde und mir entgegenfiel.

Gerade noch rechtzeitig sprang ich zur Seite. Der Totenschädel fiel herunter und rollte über den Boden.

Aber noch war der Henker nicht ausgeschaltet. Er hatte die Axt wieder hervorgezogen und war bereit, weiterhin zu kämpfen.

Da glitt Suko heran.

Zwei sensenden Hieben wich er aus.

Durch geschickte Körperdrehungen verschaffte er sich soviel Platz, daß er selbst zu einem Gegenangriff übergehen konnte.

Diesmal traf die Dämonenpeitsche.

Die drei Riemen klatschten gegen den Körper des dämonischen Henkers. Ein Schrei. Grauenhaft und markerschütternd. Er wurde unter der Kapuze geboren und hallte als schauriges Echo im Gewölbe nach.

Dann brach der Kopflose zusammen.

Kaum hatte er den Boden berührt, als sich sein Körper auflöste. Mit ihm starb auch der letzte Kopf innerhalb des kleinen Kastens.

Blieb Sinistro.

Er hatte den weißen Totenschädel aufgehoben und schleuderte ihn mir entgegen, als ich mich nach dem Magier umdrehte.

Ich hielt noch immer das Kreuz in der Hand. Schädel und Kruzifix berührten sich, es gab eine blendende Lichtexplosion, die mich für einige Sekunden blendete und auch Suko kampfunfähig machte. Ich spürte Staub über meine Finger rieseln, und als ich die Augen wieder öffnete, war Sinistro verschwunden, und der Schädel hatte sich aufgelöst.

Es gab nur eine Möglichkeit, wohin er sich abgesetzt haben konnte. In den Gang.

Ich jagte hinterher.

Mit einem Satz übersprang ich die Schwelle, tauchte hinein in das Halbdunkel und sah vor mir die fliehende Gestalt des Magiers.

Uns trennten höchstens zehn Schritte.

Eine an und für sich lächerliche Distanz, die ich mit links schaffen müßte.

Normalerweise…

Plötzlich hörte ich über mir das Knirschen und Knacken der Decke. Und dann ging alles blitzschnell.

Vor mir stürzte der Gang ein. Ich hörte ein gellendes Lachen, im Unterbewußtsein noch Sukos Schrei, und im nächsten Augenblick brach die Lawine von oben herab.

Da nützte mir auch mein silbernes Kreuz nichts mehr, denn auf weltliche Katastrophen hatte es keinen Einfluß.

Ich stoppte mitten im Lauf, wollte noch zurückspringen, doch da war mehr der Wunsch Vater des Gedankens.

Ich schaffte es nicht mehr.

Ich konnte nur noch die Arme hochreißen und notdürftig meinen Kopf schützen, dann begrub mich die herabstürzende Decke des Gangs unter sich.

Für mich ging die Welt in einer gewaltigen Explosion unter…

ENDE des zweiten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 56 »Das Ungeheuer von Loch Morar«, John Sinclair Nr. 57 »Die Zombies«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 7 »Das Horror-Schloß im Spessart«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 61 »Kino des Schreckens«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 61 »Kino des Schreckens«